

## Besprechungen

**Erinnerungskultur und Versöhnungskitsch.** Hrsg. von Hans Henning Hahn, Heidi Hein-Kircher und Anna Kochanowska-Nieborak. (Tagungen zur Ostmitteleuropa-Forschung, Bd. 26.) Verlag Herder-Institut, Marburg 2008. 318 S. ISBN 978-3-87969-346-7. (€ 45,-)

Im Zentrum des hier zu besprechenden Tagungsbandes stehen die Annäherungsprozesse von europäischen Ländern aufgrund von Erinnerungskulturen. Die Autoren analysieren die Situation in Tschechien, den Niederlanden, Frankreich, Spanien und weiteren Ländern, jedoch liegt das Hauptaugenmerk auf den deutsch-polnischen Beziehungen im 20. und 21. Jh. Die Texte für den Sammelband entstanden während der Annäherungskrise zwischen Polen und Deutschland, bei der unterschiedliche Erinnerungskulturen eine erhebliche Rolle spielten, und verfolgen anscheinend das Ziel – wenn dies auch im Buch nicht explizit erwähnt wird –, diesen Konflikt wissenschaftlich zu erklären. Wie man vermuten kann, hat dieser Hintergrund die Auswahl des Titels der Tagung und des Sammelbandes wesentlich beeinflusst. Auf den Prüfstand kommen dabei nicht nur die deutsch-polnischen Beziehungen; durch die Einbeziehung weiterer Länder wird ein viel breiterer Kontext berücksichtigt.

Obwohl die Herausgeber bereits im Titel des Sammelbandes von „Versöhnungskitsch“ sprechen, wird in den Aufsätzen dieser Begriff sehr vorsichtig benutzt. Damit vermeiden die Autoren eine Diskreditierung von Annäherungsprozessen, wie sie in vielen europäischen Ländern heutzutage stattfinden.

Die Struktur des Sammelbandes ist gut durchdacht, indem sich die Autoren im Wesentlichen auf drei Problemfelder konzentrieren: Versöhnung und Erinnerung, den Umgang mit Versöhnung und Erinnerung in der Literatur und schließlich den Umgang mit diesen Themen in der Geschichtspolitik. Dabei kann eine solch klare Trennung nicht immer gut begründet werden: So wäre zum Beispiel der sehr wichtige Text von Valentin Rauer über die symbolische Repräsentation transnationaler Versöhnungsrituale, der sich im Abschnitt „Versöhnung und Erinnerung“ befindet, eher dem dritten Teil des Bandes zuzuordnen.

Das sind aber Nebensächlichkeiten, da der Sammelband durch seinen sehr guten Überblick über die Annäherungsprozesse in Europa insgesamt beeindruckt. Im literaturwissenschaftlichen Teil wird der Einfluss der Erinnerungskulturen auf die Werke der Autoren deutlich herausgearbeitet: Autoren, die sich den Erinnerungskulturen anpassen, finden in der eigenen Gesellschaft Anerkennung (vgl. den Beitrag von Patricia Cifre Wibrow), wer Widerspruch einlegt, erntet von der Gesellschaft und den politischen Eliten Ablehnung (vgl. den Beitrag von Andrzej Denka).

Die Autoren beschränken sich nicht auf die gegenwärtige Situation. Die Beiträge von Christian Lotz und Hans Henning Hahn geben einen guten Überblick über die staatlich gesteuerten Annäherungsinitiativen in Ost- und Westdeutschland noch vor der Wende. Der Beitrag von Tobias Weger zeigt deutlich die Schwierigkeiten Deutschlands im Umgang nicht nur mit ostmitteleuropäischen Ländern, sondern auch mit manchen westeuropäischen Staaten, wie z.B. den Niederlanden.

In weiteren Beiträgen werden die Unterschiede hinsichtlich des Vergangenheitsbezugs bei der zwischenstaatlichen Annäherung untersucht. Während in den Beziehungen Deutschlands zu Frankreich, Großbritannien oder den USA die Geschichte des 20. Jhs dominiert (vgl. den Beitrag von Rauer), sind in den deutsch-polnischen Beziehungen vor allem für die polnische Seite auch frühere historische Epochen von großer Bedeutung. Das führt zu Missverständnissen, wie der Beitrag von Heidi Hein-Kircher zeigt. Die Versuche Deutschlands, sich bei der Annäherung ausschließlich auf die Ereignisse des Zweiten Weltkriegs zu beschränken, treffen bei der polnischen Seite auf Unverständnis. Martina

E. Becker zeigt sehr deutlich, dass dabei nicht die deutsch-polnische Annäherung, sondern die Stärkung von Identität auf deutscher Seite im Vordergrund steht.

Wenn im Sammelband auch nicht der Versuch unternommen wurde, die Annäherungsprozesse zwischen verschiedenen Ländern komparativ zu untersuchen, zeigen die hier gedruckten Texte doch immerhin, wie lohnenswert eine solche Aufgabe wäre.

Vilnius

Alvydas Nikžentaitis

**Osteuropa.** Schlachtfeld der Erinnerungen. Hrsg. von Thomas Flierl und Elfriede Müller. Dietz, Berlin 2010. 191 S. ISBN 978-3-320-02219-8. (€ 16,90.)

Obwohl die Erinnerungskulturforschung in Deutschland seit inzwischen über einem Jahrzehnt boomt, fehlten zu Mittel- und Osteuropa über einige Zeit deutschsprachige Studien. Diese Lücke konnte in den letzten Jahren zunehmend geschlossen werden, wie allein ein Blick auf die Neuerscheinungen im Jahr 2010 zeigt. Darunter ist der schmale Sammelband von Thomas Flierl und Elfriede Müller zu finden, der den leicht martialischen Titel „Osteuropa – Schlachtfeld der Erinnerungen“ trägt. Flierl und Müller, in der Politik und der Kulturvermittlung tätig, hatten im Jahr zuvor einen Band zur Erinnerungskultur vorgelegt, der Beiträge unter anderem von deutschen, französischen und italienischen Historiker/innen enthielt.<sup>1</sup> Diese westeuropäische Perspektive, so die Herausgeber in ihren Vorbemerkungen zum neuen Band, sollte nun um eine osteuropäische Perspektive ergänzt werden. Vier Beiträge zu Polen bilden den Auftakt des Bandes, gefolgt von einzelnen Essays bzw. Aufsätzen über Ungarn, Tschechien und die Slowakei, Slowenien und weitere jugoslawische Folgestaaten, Litauen sowie schließlich die Ukraine.

Dass Sammelbände zu Osteuropa den Begriff nicht reflektieren sowie nicht jedes ostmitteleuropäische oder südosteuropäische Land abdecken, ist nicht ungewöhnlich und soll hier auch nicht im Zentrum der Kritik stehen. Denn die traditionelle Dichotomisierung in West- und Osteuropa, der die Herausgeber folgen, macht in diesem Fall durchaus Sinn. Schließlich veränderten sich in den ehemals sozialistischen Staaten des Ostblocks nach 1990 die geschichtspolitischen Rahmenbedingungen. Vielmehr stört die Heterogenität dieses auf einer Vorlesungsreihe beruhenden Bandes, die manchmal den Eindruck der Beliebigkeit hervorruft. Die Spannweite der Beiträge im Hinblick auf die Länge und die Qualität reicht von kurzen tagespolitischen Reflektionen bis jeglichen Anmerkungsapparates über Essays mit wissenschaftlichem Anspruch, die leider nur wenig neue Erkenntnisse präsentieren und teils wichtige Perspektiven nicht berücksichtigen, bis hin zu sehr guten Aufsätzen. Zusätzlich fällt unangenehm auf, dass die Beiträge der Verfasser/innen, von denen einige nicht-wissenschaftlichen Tätigkeiten nachgehen, ohne eine übergreifende Idee geordnet wurden, so dass sich in den Beiträgen zu Polen einiges doppelt und die anderen Aufsätze eher additiv hintereinander stehen.

Positiv hervorzuheben sind der Aufsatz von Agnieszka Pufelska „Raub der Clio – die polnische Geschichtspolitik und ihre Exekutoren“, der neuere erinnerungskulturelle und geschichtspolitische Tendenzen in Polen zusammenfasst, sowie der Beitrag von Jan Pauer, der einen Überblick über den gegenwärtigen Umgang mit der kommunistischen Zeit in Tschechien und der Slowakei vermittelt. Insbesondere die Gegenüberstellung der beiden Länder ist als einführende Lektüre sehr aufschlussreich. Ebenfalls exzellent zu lesen ist der Aufsatz von Oto und Breda Luthar, die einen aufkommenden historischen Revisionismus in Slowenien beobachten, den sie an den historischen (professionellen) Meisternarrativen und Denkmalsetzungen – auch vermittelt über Fotografien – nachvollziehbar machen. Die Autoren bieten einen sehr guten Einstieg in aktuelle Geschichtsdebatten des südosteuropäischen Landes. Gut informiert über die Post-1989-Geschichtsdebatten in der Ukraine fühlt man sich auch nach der Lektüre des Beitrags von Franziska

<sup>1</sup> Vom kritischen Gebrauch der Erinnerung, hrsg. von THOMAS FLIERL und ELFRIEDE MÜLLER, Berlin 2009.

Bruder, die zwei Schwerpunktthemen im erinnerungskulturellen Diskurs ausmacht: die Befreiungsbewegung OUN-UPA und die stalinistischen Verbrechen, vor allem die Hungersnot – auch bekannt unter dem Begriff Holodomor – in den Jahren 1932/33.

Einzelne Beiträge sind also sehr aufschlussreich und zu empfehlen. Einen kohärenten, durchdachten und weiterführenden Sammelband können sie aber allein nicht bilden, so dass der Band insgesamt leider als wenig gewinnbringend bezeichnet werden muss.

Warszawa

Maren Röger

**Clashes in European Memory.** The Case of Communist Repression and the Holocaust. Hrsg. von Muriel Blaive, Christian Gerbel und Thomas Lindenberger. (European History and Public Spheres, Bd. 2.) Studienverlag. Innsbruck – Wien 2011. 294 S. ISBN 978-3-7065-4812-0. (€ 39,90.)

The central aim of this volume is to provide “representative studies of a diversity of European constellations of fiercely debated, and at times clashing, memories” with the main focus on “the history/memory dialectics of the Holocaust and of communist repression” (p. 11). The collection is based on presentations delivered at the conference organized by the Ludwig Boltzmann Institute in Paris in September 2008. It is published in an environment where the inflated and often uncritical employment of the term “memory” admittedly threatens to lead to “mnemonic overkill” (p. 16). Moreover, it appears in an age when the political uses made of sensitive historical questions (the fate of victims in particular) through various forms of public remembrance seem to support both the ongoing processes of transnationalization or Europeanization as well as, though more controversially, marked attempts at renationalization observable in some European countries.

The eighteen relatively brief studies present theoretical considerations and empirical observations in varying measure. Chronologically organized, primarily informative case studies dealing with countries such as Austria, Bulgaria, Russia, Sweden and Switzerland, are complemented by contributions on more abstract questions penned by some leading theoreticians in the field, such as Aleida Assmann, Natan Sznaider or Henry Rousso. The disciplinary inspirations and methodological choices of the authors are truly heterogeneous, drawing on insights ranging from psychology through political science and sociology to philosophy. Their precise agendas and main conclusions are similarly diverse.

While the individual contributions differ in their assessment of many concrete issues, the main thrust of the volume opposes trends that try to integrate the study of history into a broadly conceived field of memory studies. The editors, Muriel Blaive, Christian Gerbel and Thomas Lindenberger are much more concerned to reaffirm the notion that historical expertise plays an irreplaceable critical role when confronted with the relativizing impact of current emphases on the primacy of ‘subjective’ and ‘authentic’ memory. At the same time, the volume offers some self-reflexive considerations on the role of historians as professional experts and their chances to serve as committed agents – or meta-critics – of the ongoing memory boom.

The volume helps conceptualize and comprehend the epochal transition, from attempts at heroization to the focus on victimization, the ongoing shift from celebrations of the collective self to fostering the possibility of individual catharsis. The contributors tend to present these momentous changes in a favorable light and discuss their still unfulfilled potential. At the same time, some authors (most notably Pieter Lagrou) harshly criticize aspects of new historical cultures for fueling “intolerant” and even “autistic” discourses of identity (p. 287) or, as Natan Sznaider does, point to the dangerous implications of the rise of structural trauma with its universalistic pretensions. In Sznaider’s eyes, conceptions of structural trauma not only overlook the human dimension of historical events but can directly obfuscate the victim/perpetrator dichotomy. The contributors to the volume thus raise centrally important questions such as the difference between universalistic and particularistic conceptions of victimhood and their implications (Sznaider), the possibilities of

post-national, dialogical remembrance, and the appropriate forms of reconciliation between the asymmetric memories dominating the two halves of the continent (Assmann), or the relation of official, public memory to inter-generational memory transmission and contemporary identity needs in a comparative context (Harald Welzer and Claudia Lenz).

At the same time, the history and memory of communist repression and the Holocaust are rarely compared or contrasted. The book presents far fewer considerations of the various valuations of Nazism and communism and their sometimes fierce contest than I would have expected in the light of its title and declared agenda. The marked divergences between Eastern and Western European memory cultures are often hinted at but little detail is given on the false expectations and the often (and almost inevitably) resulting mutual disappointments. This is more than just a surprising, but otherwise hardly significant, shortcoming, but rather reveals the greatest structural weakness of the volume and offers sad insights into the current working of the European republic of letters (to paraphrase Pascale Casanova).

While the volume highlights its commitment to a pan-European “encounter, public debate and sincere engagement” and is published in English, with few exceptions the exchange that takes place on its pages is between native speakers of German and French (p. 18). What is more, in spite of the declared ambition to treat communist repression and the Holocaust simultaneously, the perspective of Eastern European scholars is sadly missing – in spite of the region having to confront precisely this dual legacy. While Austrians or Swiss were invited to discuss their own countries, scholars from France (Blaive), Germany (Stefan Troebst) and Italy (Maria Ferretti) cover East Central Europe, Bulgaria and Russia, respectively. This is hardly the way to overcome asymmetric relations in Europe.

For the sake of fairness I ought to add that, on the other hand, three studies compare countries across the seemingly still decisive dividing line where the Iron Curtain used to stand: the study of Welzer and Lenz discusses, besides Western memory cultures, two ex-Yugoslav republics, Oliver Rathkolb compares Austria with three East Central European countries in primarily quantitative terms while Berthold Molden’s explicit aim is to study the two sides of the Cold War border. The volume otherwise appears rather like another Western effort at rapprochement, which is (ironically enough) all too familiar from the previous era in European history.

Jena

Ferenc Laczó

**Heike Amos: Die Vertriebenenpolitik der SED 1949 bis 1990.** (Schriftenreihe der Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte, Sondernummer.) Oldenbourg. München 2009. 297 S. ISBN 978-3-486-59139-2. (€ 44,80.)

Auf der Grundlage bisher noch nicht ausgewerteter Akten aus dem Bundesarchiv und dem Archiv der Bundesbeauftragten für die Unterlagen des Staatssicherheitsdienstes der ehemaligen DDR in Berlin untersucht Heike Amos die Vertriebenenpolitik der SED von der Gründung der DDR bis zu deren Ende 1990. Die mehr als 4 Millionen „Umsiedler“ wurden seit 1951/52 nicht mehr gesondert statistisch erfasst. Ihre Eingliederung galt offiziell als erfolgreich abgeschlossen. Nichtsdestoweniger standen sie unter Beobachtung der Organe der DDR-Staatssicherheit, wollte man doch jedes Sondergruppenbewusstsein und jede „Umsiedlerkonzentration“ in Betrieben, Institutionen und an Wohnorten (S. 12) verhindern.

A. ordnet den Quellenbefund in vier Themengruppen. Zunächst untersucht sie „Das Vertriebenenproblem in den 1950er Jahren“ und zeigt, wie trotz der Tabuisierung die „Umsiedler“ ein Thema der Politik gewesen sind. Die SED-Führung beobachtete die als Zoobesuch getarnten informellen Vertriebenentreffen in Halle (Saale) und Leipzig in den 1950er und 1960er Jahren ebenso aufmerksam wie die „Stimmungen unter den ehemaligen Umsiedlern“ (S. 42) und die Haltung der Bevölkerung zur Ostgrenze. Zugleich observierte die Staatssicherheit in den 1950er und 1960er Jahren durch informelle Mitarbeiter die Ak-

tivitäten der Vertriebenenverbände in West-Berlin und die Teilnahme von DDR-Bürgern – nach dem Mauerbau von ausreiseberechtigten Rentnerinnen – an Vertriebenentreffen. Mit Sicherheit waren unter den hauptamtlichen Mitarbeitern der Vertriebenenverbände Agenten und Spitzel.

Nicht bekannt waren bislang auch Haltung und Politik der politischen Führung der DDR gegenüber den Staatsbürgern deutscher Nationalität in der Volksrepublik Polen, der ČSSR und der Sowjetunion und deren Rolle in den jeweiligen bilateralen Beziehungen. Abhängig von der jeweils aktuellen Ausrichtung ihrer Polenpolitik bemühte sich die DDR aktiv um die dort lebenden Deutschen (bis 1955 Bemühungen der DDR um Aussiedlung im Gegensatz zur polnischen Assimilierungsstrategie, ab 1956 Massenübersiedlungen in beide deutschen Staaten mit aktiver Rolle der DDR bei den Registrierungen und den „Gemischt-deutsch-polnischen Kommissionen“, Verhärtung der polnischen Minderheitenpolitik 1959/60 und Aussiedlungen in die DDR 1963-1968). Was die ČSSR betraf, sah die DDR die Ausreisemöglichkeiten der Bevölkerung deutscher Nationalität in die Bundesrepublik Deutschland mit Misstrauen, ebenso deren Besuchsmöglichkeiten in beiden deutschen Staaten. Die Entwicklung des Kulturverbandes der Bürger deutscher Nationalität der ČSSR verfolgte die DDR-Führung mit Misstrauen ebenso wie den seit den frühen 1960er Jahren wachsenden – aus Devisengründen staatlich geförderten – Tourismus aus Westdeutschland in die ČSSR. Bezüglich der UdSSR setzte sich die DDR zwar für Familienzusammenführung ein, zeigte aber kein Interesse an der Übersiedlung von Sowjetdeutschen in die DDR. In diesem Kapitel gibt A. wesentliche Einblicke nicht nur in die diplomatischen Beziehungen der DDR zu den wesentlichen östlichen „Partnern“ und in ihre Ressentiments zum Beispiel gegenüber „den Polen“ (S. 90), sondern auch in die Politik der drei Staaten gegenüber ihren deutschen Minderheiten.

Zu den SED-Kampagnen gegen die Vertriebenenverbände in der Bundesrepublik und zum Kampf für die internationale Anerkennung der DDR liefert A. weitere Details, auch zum Vorwurf der nationalsozialistischen Vergangenheit vor allem der ersten Funktionärgeneration der Verbände, die bis heute ein Thema geblieben ist. Neu ist hier die akten-gestützte Darstellung der Beobachtung der Aktivitäten der Vertriebenenverbände durch die SED und die Staatssicherheit.

Die Wandlungen im Umgang mit „Flucht und Vertreibung“ und den „Umsiedlern“ in den 1970er und vor allem den 1980er Jahren thematisiert die Autorin im Schlusskapitel, darunter speziell die Behandlung der „Umsiedlerfrage“ in Literatur und Kunst. Die Einschätzung, Johannes Bobrowskis Lyrik habe wegen ihrer „ausgesprochenen Massen-unwirksamkeit“ keine Gefahr im Sinne der SED dargestellt (S. 235), werden sicherlich nicht nur Literaturhistoriker mit Interesse wahrnehmen.

Die Arbeit besticht dadurch, dass und wie A. einen bislang unzugänglichen umfangreichen Quellenkomplex systematisch aufgearbeitet hat. Sie eröffnet neue Einsichten in die DDR-Innenpolitik gegenüber den „Umsiedlern“ im Lande und den westdeutschen organisierten Vertriebenen, aber auch – mit unbekanntem Aspekten der Politik dieser Staaten im Verhältnis zu den nach 1945 in ihrem Herrschaftsbereich verbliebenen Deutschen – gegenüber den nach 1945 in Polen, der ČSSR und der UdSSR lebenden deutschen Minderheiten. Man vermisst die Einschätzung der Tätigkeit westdeutscher Landsmannschaften in der DDR (Pommersche Landsmannschaften und Landsmannschaft Mark Brandenburg). Manches Detail bei deren Darstellung ist so ungenau wie deren Wahrnehmung durch die benutzten Quellen. Ein Defizit ist die Nichtheranziehung polnischer, tschechischer und russischer Arbeiten, soweit die Politik dieser Staaten betroffen ist. Eine solche Erweiterung hätte wohl aber das Zeitbudget für diese im Rahmen des Forschungsverbundes SED-Staat an der Freien Universität von 2005 bis 2007 entstandene Arbeit überfordert. Im Ergebnis hat A. mit ihrer systematisch angelegten Darstellung einen bislang unbekanntem Quellenkomplex in seinen innen- und außenpolitischen Zusammenhängen in überzeugender Weise grundlegend dargestellt.

Herne

Wolfgang Kessler

**James Mark: *The Unfinished Revolution*.** Making Sense of the Communist Past in Central-Eastern Europe. Yale University Press. New Haven 2010. 312 S. ISBN 978-0-300-16716-0. (€ 49,99.)

James Mark analyzes major debates over the meaning and current relevance of the communist experience in Central-Eastern Europe at multiple political and cultural levels. He covers a range of memory practices related to the recent past of the countries lying between Germany and Russia and draws on a significant amount of personal testimony. The book thus combines the study of prominent institutions such as history commissions, institutes of national memory and of the current uses of former terror sites (chapters 1 to 4), with the approach of oral history through which, among other aspects, the various renegotiations of anti-fascist narratives and the revived (and heavily politicized) memories of Red Army rape are explored (chapters 5 to 7). M. thereby manages to provide a rich empirical panorama of the divisive moral and political contests raging in post-communist societies over how their communist pasts should be interpreted and overcome. On the other hand, the book at times feels like a collection of articles, rather than a coherent, fully rounded monograph.

The starting point of the study is that the collapse of communist regimes practically coincided with the transnational “memory boom”. Second, there were both internal political drives and external expectations and pressures in post-communist countries to confront their recent pasts. M. rightly emphasizes that the extent of both are unprecedented in the region although without discussing relevant theories in memory studies or the possibilities and problems of retroactive justice in any greater depth.

He explains that in spite of triumphalist Western narratives about the victory of liberal democracy that focused on those who resisted the communist regimes, the way communism ended could neither be narrated as a heroic story nor employed as a source of national cohesion. In the absence of profound judicial reckoning, attempts to complete the revolution were usually made in the political and cultural realms. The book as a whole could indeed be read as a study in cultures of “historical reinvention” (p. 215). As M. notes, “the task for producers of new public memories was the construction of a believable popular narrative of a revolutionary rupture between dictatorship and liberal democracy, despite the absence of an actual revolution to mythologize” (p. 32).

It is among the main aims of M.’s study to show how the idea expressed in its title acquired ever greater resonance, how it was not only recurrently stressed that the communist epoch should be revisited in order to be fully overcome, but that the need to reject communism was ever more frequently, not to mention aggressively, invoked. This story line seems especially fitting in the cases of Hungary, Poland and Romania that are the primary, though not exclusive subjects of the case studies presented.

The materials analyzed in the first half are organized in nationally divided subchapters. Chapter One deals with Hungarian and Polish leftist and rightist narratives on the resistance to and the collapse of communism. Chapter Two focuses mainly on the Polish Institute of National Remembrance and Romania’s Presidential Commission for the Study of the Communist Dictatorship. Chapter Three discusses, above all, Hungarian and Romanian uses of former terror sites, while also analyzing forms of representing the communist epoch in museums. It is not national differences that structure M.’s interpretation though. What he offers is essentially a regional narrative, stressing common patterns and marked parallels. (Tellingly, the conclusion does not address any national differences.) While striking parallels indubitably exist, M. misses opportunities to explore local-national specificities in greater depth – it is indeed conspicuous how few sources written in languages of the region he makes use of. Even though it is rarely made explicit, his regionally framed account cannot hide significant local variety.

The second half of the book studies new autobiographical narratives, highlighting M.’s interest in the evolution of the dialogue between past and present: how individuals adjusted

their autobiographies in a new socio-political context. It ought to be noted that most of his interview partners were born between 1918 and 1940 and are from Hungary.

In his chapter on non-communists, M. discusses the tendency observable mainly in conservative and Catholic milieus to validate stories of suffering. Such stories simultaneously stress individual and collective victimization, politically and ethnically grounded refusal and the preservation of national traditions in the domestic sphere. He points out that this conception of the past not only seems obsessed with distinguishing private life from public engagement, but often denies the actual level of integration and success of their tellers during communist times (pp. 171-173). He also shows that others managed to develop self-reflexive forms of autobiography through which they questioned the validity of victim identity. Such people tend to belong to groups of dissidents who have become critical of the new anti-communist simplifications and distortions and typically claim that the communist regime never managed to humiliate them.

Besides noting some admittedly rather strange aspects of post-communist political cultures, the book presents a critical overall perspective on recent developments. M. not only shows how political elites instrumentalized the project of reckoning with the past, but also how they have seemed to have no interest in incorporating multiple, clashing perspectives into their versions of communism. The democratic pluralization of memory was alien to the projects of "democratically remolding" collective memories. The polemics of the book reach their height when M. labels new pressures to fit life stories into simple categories of victim or collaborator as totalitarian, seeing the painting of such monochromatic pictures as the dominant way of depicting the recent past in Central-Eastern Europe.

Jena

Ferenc Laczó

**Jüdische Spuren in der Kaschubei.** Ein Reisehandbuch. / Śladami Żydowskimi po Kaszubach. Przewodnik. Hrsg. von Miłoslawa Borzyszkowska-Szewczyk und Christian Pletzing. Meidenbauer. München 2010. 448 S., Abb., Kt. ISBN 978-3-89975-178-9, 978-9-78838-920-0. (€ 26,90.)

In den letzten zwei Dekaden ließ sich beobachten, wie Verdrängtes bzw. Vergessenes in das öffentliche Bewusstsein zurückkehrte. Dank der Tätigkeit von Stiftungen und Kulturgemeinschaften wie z.B. *Borussia* oder *Pogranicza*, um nur die wichtigsten zu nennen, sowie einer Reihe von zivilgesellschaftlichen Initiativen<sup>1</sup> ist die deutsche kulturelle Hinterlassenschaft in den polnischen West- und Nordgebieten seit fast zwei Jahrzehnten kein Tabuthema mehr. Vielmehr wurde dieses oft fremde und als feindlich begriffene Kulturerbe zum unersetzlichen Bestandteil der Identität der heutigen Einwohner. Die jüdische Kulturlandschaft dieser Gebiete konnte hingegen erst in der ersten Dekade des 21. Jh.s in größerem Umfang entdeckt und der Öffentlichkeit präsentiert werden. Zweifelsohne wurde der Prozess, das vergessene jüdische Erbe zurückzuholen, durch den Ausbruch der Jedwabne-Debatte beschleunigt (S. 11). Die Erforschung dieser kulturellen Hinterlassenschaft ging jedoch eher auf wissenschaftliche Initiativen zurück und erreichte somit kaum populärwissenschaftlich interessierte Kreise. Umso wichtiger ist die vorliegende Studie polnischer, kaschubischer, deutscher und israelischer Projektteilnehmer, die nicht nur das materielle Kulturerbe der ehemaligen jüdischen Einwohnerschaft der Kaschubei detailliert darstellt. Den Autoren ging es auch darum, die tiefen Spuren jüdischen Lebens in einer Region, deren Erforschung erhebliche Desiderate aufweist, zu dokumentieren und in Form einer übersichtlichen Publikation einem breiteren Leserkreis zur Verfügung zu stellen. Die

<sup>1</sup> Vgl. z.B. die Aktivitäten des Towarzystwo Przyjaciół Słońska „Unitis Viribus“: <http://www.tps-unitisviribus.org.pl>, oder des Park Drogowskazów i Słupów Milowych Cywilizacji in Witnica (Vietz): <http://www.witnica.pl/?mod=news&cID=323> (eingesehen am 11.05.2011).

Herausgeber greifen zu diesem Zweck auf autobiografische, schriftliche und materielle Quellen zurück, um den Leser über die Vielfalt der kulturellen Verflechtungen unterschiedlicher Bevölkerungsgruppen dieses Gebietes zu informieren. Dass die Ergebnisse in Form eines facettenreichen deutsch-polnischen Reisehandbuches vorgelegt wurden, ist alleine schon aufgrund des darin enthaltenen identitätsstiftenden Wissens über den kaschubischen Palimpsest zu begrüßen und verspricht dem Band große Resonanz sowohl unter Wissenschaftlern als auch unter sonstigen an der Kaschubei interessierten Personen.

Die Reise auf jüdischen Spuren eröffnet der Beitrag von Michał Szulc über die Geschichte der Juden in der Kaschubei. Er schildert chronologisch und problemorientiert die politischen und kulturellen Aspekte des polnischen, deutschen und jüdischen Zusammenlebens. Besonders hervorzuheben ist sein Versuch, das Judenbild der Kaschuben und Polen in den letzten zwei Jahrhunderten zu skizzieren, denn es sei eine Tatsache, dass viele dieser „Einstellungen mehr oder weniger auch heute noch in der Gesellschaft bestehen“ (S. 63).

Die Beschreibung der jüdischen materiellen und geistigen Hinterlassenschaft folgt einer geografischen Aufteilung. Mit der nördlichen und mittleren Kaschubei befassen sich Magdalena Abraham-Diefenbach, Eva Dangendorf, Andrzej Hoja, Stefan Zollhauser, Yoav A. Sapir, Rebekka Denz, Katarzyna Kończal, Miłoslawa Borzyszkowska-Szewczyk und Christian Pletzing. Mit dem südlichen Teil setzen sich Borzyszkowska-Szewczyk und Pletzing auseinander. Stets ist der Blick sowohl auf die Städte als auch auf die ländliche Umgebung gerichtet. Roland Borchers, Dangendorf, Hoja, Zollhauser, Denz und Kończal analysieren im dritten geografischen Teil die Dreistadt Gdingen, Danzig und Zoppot. Dieser Beschreibung folgt die Analyse der westlichen Kaschubei von Abraham-Diefenbach, Jenny Gebel, Szulc, Borzyszkowska-Szewczyk und Pletzing. Zum Abschluss stellen Hanna Jurczyk, Anne Kuka und Agnieszka Kilińska einen wichtigen Erinnerungsort, nämlich das Konzentrationslager Stutthof, dar.

Alle Orte werden nach einem identischen Schema präsentiert: Einem geschichtlichen Überblick, der sich hauptsächlich auf den lokalen Rahmen konzentriert, folgt die Spurensuche, also die Analyse von Friedhöfen, Synagogen, Architektur und autobiografischen Zeugnissen. Beide Teile werden durch umfangreiches Bild- und Dokumentenmaterial, die Transkription von Interviews sowie durch Quellen- und Literaturhinweise ergänzt. Das beigefügte Glossar mit den wichtigsten Begriffen, ein Abbildungsnachweis und Informationen zu den Autoren machen das Reisehandbuch noch verständlicher.

Zweifellos verdeutlicht das von diversen Stiftungen und Instituten getragene Projekt „Die Sprache der Steine lesen. Jüdische Spuren in der Kaschubei“, dessen Ergebnisse das Reisehandbuch darstellt, welche Relevanz die Spuren der Juden in der Kaschubei für die Gegenwart immer noch haben. Darüber hinaus trägt es zur wissenschaftlichen und gesellschaftlichen Diskussion über diese komplexe und multikulturelle Region bei. Es bleibt nur zu wünschen, dass solche Projekte auch für andere Regionen angestoßen werden, wo die jüdischen Spuren seit einigen Jahren vor allem von Regionalforschern neu entdeckt werden.<sup>2</sup> Interessant wäre auch, sie als Ausdruck einer jüdischen, deutschen und polnischen Kulturlandschaft zu betrachten, denn die Sprache einiger Steine ist oft mindestens bilingual.

Augsburg – Poznań

Katarzyna Woniak

<sup>2</sup> Vgl. z.B. ANDRZEJ KIRMIEL: Żydowskie ślady na Środkowym Nadodrzu [Jüdische Spuren im Mittleren Oderraum], in: Nadwarciański Rocznik Historyczno-Archiwalny 14 (2007), S. 139-142.

**Karolina Lang: Regionale versus nationale Identität?** Zur Frage der Identitäts- und Heimatkonstruktionen der Ermländer im westlichen Nachkriegsdeutschland bis 1960. (Veröffentlichungen zur Geschichte Ermlands, Bd 1.) Verlag Hanseatischer Merkur. Hamburg 2009. 129 S. ISBN 978-3-922857-45-7. (€ 15,-.)

Dieses Buch über den Wandel der kollektiven Identität der Ermländer nach 1945 entstand als Magisterarbeit an der Universität Kassel. Dass es einige für Diplomarbeiten oder Dissertationen typische Merkmale trägt, kommt dem Leser eher entgegen – das Buch hat nämlich ein präzise definiertes Thema, ist übersichtlich und logisch strukturiert, stellt grundlegende Fragen und gibt verständliche Antworten darauf.

Karoline Lang, Stipendiatin des Historischen Vereins für Ermland, hat mit umfangreicher Sekundärliteratur sowie mit Quellen gearbeitet, die siebzehn narrative Interviews einbeziehen. Die Originalität des gewählten Stoffes kann nicht in Zweifel gezogen werden; den Ermländern hat die Fachliteratur bisher unvergleichlich weniger Aufmerksamkeit geschenkt als anderen deutschen Bevölkerungsgruppen, die nach dem Zweiten Weltkrieg aus Mittel- und Osteuropa ausgesiedelt wurden, wie zum Beispiel den Sudetendeutschen. Das Ermland, ein historisches Gebiet in Ostpreußen, war verhältnismäßig klein, stellte jedoch ein kompaktes Ganzes mit einem hohen Maß an kollektiver Zusammengehörigkeit und regionaler Selbständigkeit dar. Gerade diese Eigenarten gestalten die Analyse der Formen von kollektiver Identität bei den Ermländern nach dem Zweiten Weltkrieg einzigartig.

Wenngleich es gewiß förderlich gewesen wäre, die Entwicklung der kollektiven Identität der Ermländer über einen längeren Zeitraum zu verfolgen, ist es doch berechtigt, dass sich die Autorin auf die ersten fünfzehn Nachkriegsjahre konzentriert; das verleiht der Arbeit eine gewisse Kohäsion, und obwohl die synchrone Perspektive im Buch legitimerweise überwiegt, erfasst dieses auch die Schlüsselmomente im Wandel der Entwicklung. L. kommt zu dem Schluss, dass das charakteristische Merkmal im Leben der Ermländer nach 1945 die Spannung zwischen dem Bewusstsein um die Zugehörigkeit zur ehemaligen Heimat und der faktischen Existenz in der neuen Heimat ausgemacht habe. Zunächst wurde die kollektive Identität der Ermländer durch den katholischen Glauben und durch die Verbindung mit den kirchlichen Strukturen gefestigt, wie sie für die Ermländer in der vorangegangenen Zeit bezeichnend gewesen waren. Auch nach der Vertreibung bildeten sie eine Glaubensgemeinschaft, deren Charakter geistliche Autoritäten aus den Reihen der katholischen Priester prägten (in erster Linie der Bischof Maximilian Kaller und die Kapitularvikare Arthur Kather und Paul Hoppe). Die mühevollen Integration in die westdeutsche Gesellschaft bestärkte das Festhalten an der traditionellen, regionalen und religiösen kollektiven Identität. Das gemeinschaftlich erfahrene Gefühl der gesellschaftlichen Minderwertigkeit führte gewissermaßen zur Ausbildung einer parallelen Subkultur. Darüber hinaus war in dieser Zeit die integrative Kraft eines nationalen Bewusstseins wirkungslos; nach dem Zweiten Weltkrieg war der deutsche Nationalismus diskreditiert und daher nicht mehr attraktiv. Seine Schwäche beförderte laut L. ganz im Gegenteil die Entfaltung von partikularen kollektiven Identitäten, und so war es auch im Fall der Ermländer. Vom Beginn der 1950er Jahre an jedoch änderte sich die Situation allmählich, weil sich der Lebensstandard der Vertriebenen verbesserte und ihre Integration unter die „Binnen-deutschen“ fortschritt. Die Rolle der Geistlichen und der Kirche bei der Organisation des gesellschaftlichen Lebens der Ermländer begannen damals auch säkulare Institutionen zu übernehmen. Die Vorstellung der Ermländer von ihrer Heimat entwickelte sich nach und nach von einem realen, konkreten Gebiet zu einer idealen, transzendenten geistigen oder kulturellen Heimat. Alle diese Erkenntnisse stellen einen wichtigen Beitrag zum Verständnis von Prozessen der Herausbildung kollektiver Identität und ihrer Veränderung in einer ganz spezifischen Situation dar. Das Buch kann so als Vorbild für weitere, analoge Studien gelten.

Brno

Milan Řepa

**Grenzen auf der Landkarte – Grenzen im Kopf?** Kulturräume der östlichen Ostsee in der Literatur vom 19. Jahrhundert bis zur Gegenwart. Hrsg. von Regina Hartmann. Aisthesis-Verlag. Bielefeld 2010. 324 S. 978-3-89528-767-1. (€ 34,-)

In der Einleitung zu dem vorliegenden Sammelband, der Beiträge einer Tagung dokumentiert, die im September 2008 in Stettin (Szczecin) stattgefunden hat, entwirft Regina Hartmann ein äußerst überzeugendes kulturell-geschichtliches Bild, das „von Ost nach West gerichtet“ eine breite Spanne literarischer Schöpfung des 19. Jh.s umfasst: „Literatur besitzt ‚die Fähigkeit, Schranken aufzuheben und Grenzen zu überwinden‘ kraft ihres poetischen Vermögens. Auf diese Weise ist eine literarische Topografie nicht identisch mit der politischen“ (S. 8). Angesichts des alle politischen Grenzen überschreitenden Werkes von Stanisław Przybyszewski, August Strindberg, Ola Hansson oder Maurice Maeterlinck ist diese Einschätzung für die literarische Moderne vor und nach 1900 geradezu programmatisch. Doch nicht immer hatte, so Hartmann, „ein Zusammentreffen der Kulturen“ eine „friedliche Symbiose“ (S. 11) zur Folge.

Im einführenden Beitrag macht Michael Düring auf den „Paradigmenwechsel der Jahre 1989/90“ (S. 15) durch Formulierungen wie etwa „Neuorientierung“ und die damit verbundenen Erscheinungen aufmerksam. In diesem Zusammenhang wird das Werk von Andrzej Stasiuk, Paweł Huelle sowie Stefan Chwin erwähnt. Dabei will auch die Geschichte der „Dinge“ erzählt werden, die „halb deutsch, halb polnisch“ ihre Schönheit durch die „Torheit von Krieg und Vertreibung“ (S. 21) eingebüßt hätten. Dorota Sośnicka macht auf die prekäre Problematik hinsichtlich Schlesiens und der „westlichen Territorien“ (S. 27) sowie der „ehemals deutschen östlichen Gebiete des Ostseeraums“ (S. 27) aufmerksam, das sich nach dem Zweiten Weltkrieg im Namen der *ziemie odzyskane* („wiedergewonnenen Gebiete“) und in der damit zusammenhängenden Propaganda unter dem sozialistischen Realismus widerspiegelte. Anschließend greift Joanna Bednarska-Kociołek zunächst Chwins Behauptung auf, die Schriftsteller hätten die literarischen Orte geschaffen und nicht umgekehrt, wobei sie die offensichtliche Tatsache betont, dass Danzig als „Erinnerungsraum“ und „Teil des kulturellen Gedächtnisses sowohl der Deutschen als auch der Polen“ zu betrachten sei (S. 55). Sie skizziert in einer zeitlichen Perspektive die Unterschiede, aber auch Gemeinsamkeiten in der Darstellung der Stadt durch Chwin und Günter Grass. Bemerkenswert erscheint ihr Hinweis auf Grass' „mythologisierte Multikulturalität“ von Danzig (S. 64). Ewelina Kamińska befasst sich mit einer neuen „Art der Region- und Fremdwahrnehmung“ (S. 71) nach 1980 in der polnischen Gegenwartsliteratur. Die Auswahl der Autoren (Chwin, Huelle, Artur Daniel Liskowacki, Grass) lässt auf deren enorm wichtige Rolle bei der Betrachtung deutsch-polnischer Bezüge schließen. Der folgende Beitrag von Ewa Hendryk ist der Stadt Bublitz (Bobolice) in Westpommern und deren Widerspiegelung in Jürgen Heises schriftstellerischem Werk gewidmet. Eine Betonung erfahren unter Heranziehung seiner Gedichte Heises „Affinität zur Heiterkeit“ und sein „pommerscher Menschenschlag“ (S. 96). Im Beitrag von Miłoslawa Borzyszkowska-Szewczyk werden die „Erinnerungsschriften des deutschen Adels aus Hinterpommern und Ostpreußen nach 1945“ betrachtet, und zwar in Form einer „nichtfiktionalen Literatur“, der die Autorin die meist seit 1980 veröffentlichte Vertreibungsliteratur zurechnet, thematisch eingeteilt etwa nach „Selbstbild“, „Fremdheit“ oder „Grenzraum“. Wie in den vorangegangenen Texten wird auch hier das Jahr 1989 als Zäsur benannt, in dem der Prozess der „Wiedergewinnung des Gedächtnisses“ (S. 131) in Gang gesetzt worden sei. Mirosław Ossowski konstatiert eine nach wie vor lebendige literarische Tradition in Ostpreußen, die auch nach 1945 mit Ernst Wiechert oder Siegfried Lenz fort dauerte. Anhand von Reportagen, Reiseberichten, Aufzeichnungen und Memoiren weiterer Autoren wird überzeugend die zeitgenössische Beschäftigung mit der Region, gerade auch durch das Prisma der Flucht und der Flüchtlingsschicksale, geschildert, wobei häufig auf das Motiv der „Reise in die alte Heimat“ (S. 141) zurückgegriffen werde.

Den zweiten Teil des Sammelbandes eröffnet Jürgen Joachimsthaler, der die Versuche bestimmter „Puristen“ schildert, ein „‚Eigenes‘ als Kern- und Urelement ‚ihrer‘

Kultur zu isolieren und von allem zu ‚befreien‘, was nicht zu ihm hinzugehört“ (S. 158). Eine Bekämpfung des „Fremden“ wird hier gleichsam zur unvermeidbaren Konsequenz. So wird vor diesem Hintergrund der Name „Preußen“ (S. 161) exemplarisch auf seine Abstammung von den Pruzzen hin untersucht und literarische „Verbogenheiten“ genannt, die sich etwa mit „einer Deutung der Christianisierung als Verbesserung der Zustände der Pruzzen“ (S. 166) zu begnügen suchten. Das Schicksal der Pruzzen sei im Sinne eines „breiten Folklorismus“ (S. 178) im 19. Jh. zu einem „beliebten Motiv deutscher Literatur“ (S. 178) geworden. Anhand von Alfred Brusts Romanen geht J. schließlich auch auf den „pruzzischen Mythos“ (S. 187) ein. Der Beitrag von Regina Hartmann nimmt Brusts Werk zu Ostpreußen in den Blick. Die Natur gewann bei ihm an Bedeutung und wurde dem technischen Fortschritt zivilisationskritisch entgegengesetzt. Barbara Breysach stellt die leidvolle Geschichte Ostpreußens in der Poetik Johannes Bobrowskis dar. Diese bezeichnet sie als ein „Pendeln zwischen Evokation und Gedächtnis“ (S. 224). Im folgenden Beitrag von Stephan Krause wird das Problem von „Erinnerungsräumen“ angesprochen. Gemeint sind jene Erfahrungen, die der Protagonist Abel Tiffauges aus Michel Tourniers Roman „Le Roi des Aulnes“ (Der Erbkönig) macht, als er „von außen“ als Kriegsgefangener nach Ostpreußen verschleppt wird. Dabei stellt sich bei ihm allmählich die Erkenntnis ein, „sich seit seiner Verschleppung nach Deutschland in einem symbolischen Universum“ bewegt zu haben, unter dessen Oberfläche sich jedoch „die Brutalität in den Konzentrationslagern und die Grausamkeit der faschistischen Täter im Holocaust“ (S. 238) versteckte. Stephan Kessler beleuchtet Bedeutung und Spezifika der litauischen Zeitschrift *Auszra* („Die Morgenröte“), die für die Litauer im Russischen Reich gedacht und, ganz gezielt in Litauisch herausgegeben, als „Untergrundprojekt“ (S. 246) angelegt war. Sie ging aber nicht nur auf diesem Weg gegen die staatliche Unterdrückung vor, sondern bemühte sich auch grenzüberschreitend um eine „Umkehrung“ interkultureller Kommunikation“ (S. 260) und nahm so die spätere Nationalstaatsbildung vorweg. Anna Gajdis greift in ihrem Beitrag zum Literaturraum Ostpreußen auf die Sagen zurück, die dem Rombinusberg als der „heiligste[n] Stätte der Litauer“ eine überragende „identitätsstiftende[n] Rolle“ (S. 266) zuschreiben. Mit dem Beitrag von Gertrude Ceppl-Kaufmann wird interessanterweise Lou Andreas-Salomé in einen engen Zusammenhang mit einer „nordisch dimensionierten Heimat“ (S. 283) des Rainer Maria Rilke gebracht. Bemerkenswert ist hier Ceppl-Kaufmanns Topografie des quasi heilenden Nordens in ihrem Bezug zur Morbidität der Dekadenz und der Großstadtentfremdung. Der den Band abschließende Beitrag von Werner H. Preuß zu „Frank Thiess – eine deutschbaltische ‚Führerpersönlichkeit‘“ setzt sich mit dem Werk jenes politischen Autors, der sich als Balte verstanden habe, in besonders kritischer Weise auseinander. Er führt u.a. dessen antisemitische Aussagen an, so seine an die Juden gerichtete Aufforderung zu einer „willentlichen Eindeutschung“ (S. 291), und spricht ihm letztlich auch jegliche Sprachsensibilität ab. Somit findet sich in dem Sammelband auch eine durchaus kritische Betrachtung, die vor dem Hintergrund der „Grenzen“-Thematik eine Anregung bietet, neue Denk-Impulse in Bewegung zu setzen.

Gießen

Adam Jarosz

**Sven Jüngerkes: Deutsche Besatzungsverwaltung in Lettland 1941-1945.** Eine Kommunikations- und Kulturgeschichte nationalsozialistischer Organisation. (Historische Kulturwissenschaft, Bd. 15.) UVK Verlagsgesellschaft. Konstanz 2010. 575 S. ISBN 978-3-86764-270-5. (€ 69,-)

Sven Jüngerkes' Konstanzer Doktorarbeit schließt eine Lücke: So ausführlich ist die deutsche Besatzungsverwaltung im baltischen Teil des „Reichskommissariats für das Ostland“ noch nicht untersucht worden, auch wenn sich diese Studie auf Lettland beschränkt. Es ist eine minuziöse Abhandlung, an deren Stil man sich jedoch erst gewöhnen muss. Zum einen ist die Perspektive einer effizienten Verwaltung, aus der J. schreibt, für

die NS-Diktatur schon deshalb ungewöhnlich, weil man sich eigentlich kaum vorstellen mag, was passiert wäre, wenn all die verschiedenen Instanzen der Zivilverwaltung, der Wehrmacht und der SS, um nur die wichtigsten zu nennen, tatsächlich nicht nur bei der Ermordung der jüdischen Bevölkerung so „effektiv“ gewesen wären. Zum anderen wäre es aber der Lesefreundlichkeit wegen notwendig gewesen, den Text stilistisch gründlich zu überarbeiten und all die sprachlichen Hinterlassenschaften einer intensiven Quellenlektüre des Ostland-Deutsch der Jahre 1941-1945 zu entfernen, die auf der Strecke von fast 600 Seiten dem Sprachfluss nicht nur hier und da entgegenstehen. Begriffe wie „Vernichtung von Feindresten“ (S. 72), „Volksdeutsche“ (S. 158) oder „Judeneinsatz“ (S. 494) wären dabei wenigstens zu ihren wohlverdienten Anführungszeichen gekommen und zahlreiche falsche Kommata getilgt worden. Zwar ist sprachliche Unvollkommenheit bei Qualifikationsarbeiten aufgrund des Zeitdrucks wohl unvermeidlich, doch sollte sie nicht auch in die Druckfassung Eingang finden. Damit dürfte dieser Band ein typischer Fall dafür sein, dass Verwendungsrichtlinien bewilligter Gelder nur allzu oft zeitliche Fristen vorsehen, die sich dann nachteilig auf das Endprodukt auswirken.

Aber kommen wir zu den Inhalten von J.'s Arbeit, die eigentlich erst auf S. 62 mit einem Einstieg in das „Unternehmen Barbarossa“ und dann auf S. 96 mit der Genese von Alfred Rosenbergs Ostministerium einsetzt. Die umfangreiche historische Einführung in die Beziehungen Deutschlands zum Baltikum, die innere Entwicklung Lettlands in der Zwischenkriegszeit und der Überblick über den deutschen Angriff 1941, die sich auf den ersten gut 90 Seiten findet, wäre auf einem Viertel des beanspruchten Raumes nicht weniger aussagekräftig gewesen, zumal hier nichts wesentlich Neues und zum Teil auch Veraltetes (z.B. zu den Freiheitskriegen 1918-1920) aufgetischt wird.

Auf gut 100 Seiten werden anschließend die diversen Machtstrukturen der nationalsozialistischen Besatzungsherrschaft im Generalkommissariat vorgestellt. Dieser zweite Teil des Buches kommt dem Charakter eines Handbuchs recht nahe. Leider wurde versäumt, ein Personenregister beizufügen, das für die Orientierung im hier behandelten Personenkreis höchst willkommen gewesen wäre. Zudem hätte man sich überlegen können, die zahlreichen Kurzbiografien der Protagonisten aus dem Fließtext herauszulösen und einen umfangreichen informativen Anhang aus ihnen zu formen. Ohne Register sind diese meist auch die Nachkriegsschicksale erfassenden, höchst wertvollen Informationen leider nicht auffindbar. Diagramme der Organisationsstrukturen mit den einzelnen Funktionsträgern hätten ein weiteres wichtiges Hilfsmittel sein können.

Überraschend erfolgt eine Einführung in die methodischen Ansätze, die J. für seine Studie gewählt hat – u.a. Niklas Luhmanns Systemtheorie –, erst zu Beginn des dritten Teils. Auf gut 200 Seiten folgt sodann eine Reihe von Fallbeispielen, die mit Hilfe der Begrifflichkeit der gewählten theoretischen Konzepte analysiert werden. Tatsächlich sind diese Abschnitte für das Funktionieren der Ostlandverwaltung sehr erhellend. Hierarchisierte bürokratische Kommunikation, bei der der Dienstweg oft Tage, wenn nicht Wochen dauern konnte, schuf eine selbstreferenzielle Grundlage dafür, auf eine zunehmend irritierende Umwelt – den Kriegsverlauf und die Ansprüche der anderen Machtstrukturen – zu reagieren. Leider finden sich diese Passagen in die detaillierte Deskription eingebunden, sodass sie für den Leser, der nicht an den Ereignis- und Diskussionsverläufen innerhalb der Verwaltung interessiert ist, unauffindbar bleiben. Letztere wiederum machen aber den eigentlichen Wert des Buches aus, denn J. rekonstruiert seine Fallbeispiele minutiös; er behandelt „Rangfragen und Disziplinarprobleme“, den Streit um die Stellung Rigas in der Verwaltungshierarchie, die Kommunikation von Reformen bis in die Zeit der Agonie hinein, die Frage der Erwartungen an einen NS-Funktionär, die Übergriffe von Wehrmacht und SS auf die Zivilverwaltung, das Verhältnis zwischen dem Rigaer Reichskommissar und dem Generalkommissar in Estland, die Verwicklung der Zivilverwaltung in den Holocaust und schließlich den Zusammenbruch seit Herbst 1944.

All das ist nicht frei von Redundanzen, schon weil wir immer wieder denselben Männern begegnen, deren persönlichen Sympathien bzw. Antipathien und die sich daran an-

schließenden Klientelstrukturen zum Teil überkreuz mit den jeweiligen formalen Hierarchien verliefen. In diesem Netzwerk waren Kategorien von Befehl und Gehorsam tatsächlich nicht ausreichend, um das „Wie“ des Funktionierens zu erklären. Ostminister Rosenberg war trotz seiner nominellen Autorität nicht in der Lage, sich bei seinen Reichskommissaren durchzusetzen, und der Generalkommissar für Lettland Otto-Heinrich Drechsler konnte nie den niedriger gestellten Gebietskommissar Hugo Wittrock disziplinieren, der zugleich Oberbürgermeister von Riga (und ein guter Freund Rosenbergs) war (S. 215). Allen war schließlich gemeinsam, im Konfliktfall allerhöchste Unterstützung bei Adolf Hitler zu suchen. Persönliche Führungsqualitäten, aber auch die meist beibehaltenen Funktionen im Reich – Reichskommissar Hinrich Lohse blieb Gauleiter von Schleswig-Holstein, was ihn oft von Riga fernhielt, aber ihm das Recht bewahrte, bei Hitler persönlich vorstellig zu werden – taten das ihre, um formale Hierarchien zugunsten eifrig behaupteter persönlicher Machtbereiche auszuhebeln.

Wohl auch aufgrund mangelnder Sprachkenntnisse des Vf.s bleibt die lettische Seite dieser Besatzungsherrschaft leider unterbelichtet. Zwar wird immer wieder der Zielkonflikt dargelegt, den die unterschiedlichen deutschen Instanzen über die Zukunft von Land und Leuten ausfochten – Unterjochung? Germanisierung? Autonomie? –, doch bleibt die einheimische Perspektive hinter dem Schleier der deutschen Akten verborgen. Dass die Letten mit zunehmender Besatzungsdauer Vergleiche mit der sowjetischen Zeit 1940/41 zogen (S. 493), macht nur das Dilemma der deutschen Zivilverwaltung deutlich, im Krieg auf ihre Kollaboration angewiesen zu sein, ohne ihnen etwas bieten zu können. So wurde der Autoritätsverlust der nationalsozialistischen Instanzen schließlich nur noch größer.

Nach der Lektüre dieser Studie bleibt der Eindruck eines gewollten Nebeneinanders von Hierarchien, die jeweils komplementäre Zielvorstellungen auf derselben ideologischen Grundlage verfolgten. Sehr deutlich kommt heraus, wie die von der Zivilverwaltung bevorzugte, aus ihrer Perspektive zweifellos „rationale“ Strategie, Juden durch Arbeit zu vernichten, vom Standpunkt von SD und SS aus fast schon in die Nähe von „Judenfreundschaft“ geriet (S. 433). Der Judenmord aber verschärfte die Lage auf dem kriegswichtigen Arbeitsmarkt in Lettland dramatisch, wie der Verf. aus Sicht der Zivilverwaltung kommentiert (S. 468), und nahm ihr ein weiteres Stück Autorität.

Zwar ist all das hier Ermittelte in seiner Grundaussage – erbitterte Instanzenkonkurrenz und persönliche Konflikte verhinderten „Effektivität“, auch die Verwaltung machte den Judenmord möglich – nicht neu, doch wurde es bislang noch nicht am Beispiel Lettlands durchdekliniert. Ob tatsächlich „mehr Zeit und ein günstigerer Verlauf des Krieges etliche der strukturellen Belastungen der Zivilverwaltung“ hätten verschwinden lassen (S. 211), mag dahingestellt bleiben; man wehrt sich auch irgendwie dagegen, mit Rosenberg oder Lohse Mitleid zu empfinden ob dieser „strukturellen Belastungen“. Sicher ist nur, dass dieser Studie gerade wegen ihrer Verdienste mehr Zeit bei der Drucklegung gut getan hätte.

Tallinn

Karsten Brüggemann

**Stätten und Stationen religiösen Wirkens.** Studien zur Kirchengeschichte der zweisprachigen Oberlausitz. Hrsg. von Lars-Arne Dannenberg und Dietrich Scholze. (Schriften des Sorbischen Instituts / Spisy Serbskeho instituta, Bd. 48.) Domowina-Verlag, Bautzen 2009. 336 S. ISBN 978-3-7420-2136-6. (€ 24,90.)

Die Beschäftigung mit der Geschichte der Oberlausitz hat in den vergangenen Jahren eine erfreuliche Belebung erfahren. Die vorliegenden vierzehn Aufsätze, die zum größten Teil auf eine Bautzener Tagung vom November 2007 zurückgehen, betreffen zeitlich vor allem das Mittelalter und die frühe Neuzeit. Konzeptionell finden sich Beiträge, die die Oberlausitz insgesamt betreffen, solche, die vor allem die sorbische Bevölkerung in den Blick nehmen, und solche, die Entwicklungen in einer Stadt ansprechen.

Einen überzeugenden kirchengeschichtlichen Einstieg bietet Enno Bünz, der von einer vermutlich im Bistum Meißen am Ende des 15. Jh.s entstandenen satirischen Schrift über

die „neun Teufel“ eines Pfarrers ausgeht und diese Belastungen strukturiert (geistliche und weltliche Obrigkeit: Bischof, Offizial, Patronatsherr; Pfarrei und Gemeinde: Bauern, Kirchenpfleger, Küster, Köchin; Pfarrei: Kaplan, Prediger) zu Quellenzeugnissen aus der Oberlausitz in Bezug setzt. Lars-Arne D a n n e n b e r g untersucht eindringlich das Wirken von Bruno von Meißen im Rahmen des Landesausbaus in der Oberlausitz und dessen Bemühen um den Aufbau von Landesherrschaft im Stolpener Land 1209/10-1228. Die Zusammensetzung des einzigen Kollegiatstifts des Landes, des Domstifts St. Petri in Bautzen, untersucht Hermann K i n n e. Er zieht hierfür die Daten von 330 Domherren heran und wertet diese für Faktoren wie ständische Herkunft, Bildung, ethnische Unterscheidung und Beziehungen zwischen Stift und Stadt aus. Peter D ä n h a r d t unternimmt eine Charakterisierung des „Kalendarium necrologicum fratrum minorum conventus in Goerlicz“, das datierbare Einträge von etwa 1380 bis 1538 aufweist, und wertet die Einträge mit Blick auf die Beziehung des Klosters zur Stadt aus. Einen Beitrag zur Geschichte von Görlitz in der Zeit um 1500 liefert auch Christian S p e e r, der die Autobiografie des Fernhändlers Hans Frenzel aus Görlitz ediert und kommentiert; Frenzel, der zu den reichsten Görlitzern seiner Zeit zu zählen ist und 1508/12 die Annenkapelle bauen ließ, wird in seinen innerstädtischen Beziehungen konturiert. Jan Z i c h y n e c mustert die niederlausitzischen Zisterzienserklöster Neuzelle und Dobrilugk sowie die oberlausitzischen Nonnenklöster Marienstern und Marienthal, an dessen Gründung die Gattin Wenzels I., Kunigunde, beteiligt war, und deren Beziehungen zu Böhmen; diese Beziehungen sind vor allem für die Zeit Karls IV. dokumentiert, eine spürbare politische Indienstnahme der Klöster ist aufgrund unterschiedlicher Konstellationen aber kaum nachweisbar. Cornelius S t e m p e l beschäftigt sich mit dem Kirchenwesen in Zittau im 16. Jahrhundert, wobei er zunächst die Sakraltopografie der Stadt zu Beginn der Reformationszeit beschreibt, dann die Tätigkeit des Zittauer Reformators Lorenz Heydenreich skizziert und schließlich den Briefwechsel Heinrich Bullingers in Zürich mit dem Zittauer Rat auswertet. Verblüffende neue Einsichten in die Bautzener Kirchengeschichte vermittelt Jens M a h l i n g, der gegen die bisherige stadsgeschichtliche Forschung wahrscheinlich macht, dass die Bautzener Zwillingskirchen St. Nikolai und St. Michael nach einheitlichem städtebaulichen Konzept in der zweiten Hälfte des 15. Jh.s als Teil der städtischen Verteidigungsanlagen errichtet worden sind. Einen Visitationsbericht für die Ämter Stolpen, Bischofswerda und Göda von 1559 wertet Jens B u l i s c h hinsichtlich der Angaben zum Klerus, zum Schulwesen und zur Gottesdienstpraxis aus. Eine unbekannt Episode im ersten Viertel des 18. Jh.s verdeutlicht Alexander S c h u n k a, der die Aufmerksamkeit, die die Lausitzen als Brückenlandschaften zu den Territorien Ostmitteleuropas im Blick der englischen und preußischen Reformierten (insbesondere Daniel Ernst Jablonski) hatten, herausarbeitet. Sonja W ö l k e macht auf eine auf 1593 zu datierende obersorbische Handschrift von zehn Kirchenliedern aufmerksam, die Bezug zum katholischen Bautzener Domkapitel hat, aber inhaltlich auf dem evangelischen volkssprachlichen Kirchenliedgut des 16. Jh.s beruht. Für die unter dem Patronat des Zisterzienserinnenklosters St. Marienthal stehenden katholischen Orte östlich der Neiße untersucht Birgit M i t z s c h e r l i c h einen Bautzener Aktenbestand von jährlichen Berichten der vier Pfarreien Grunau, Königshain, Reichenau und Seitendorf auf Auskünfte zum kirchlichen Leben für den Zeitraum 1835-1920, zur Beachtung der kirchlichen Moralvorschriften und zum gesellschaftlich-politischen Wandel im 19. Jh. Einen Aspekt der nationalsozialistischen Kirchen- und Nationalitätenpolitik beleuchtet Edmund P e c h, der die Politik gegenüber den sorbischen katholischen Gemeinden mit der Politik gegenüber den zweisprachigen evangelischen Gemeinden in der sächsischen und der preußischen Oberlausitz vergleicht. Der abschließende Erinnerungsbericht des langjährigen Bautzener Dompfarrers Rudolf K i l a n k thematisiert die Vertretung der Sorben im Bistum Meißen sowie die Konfliktfelder der katholischen Sorben mit den staatlichen Behörden vor allem in den 1980er Jahren.

Eine umfassende Geschichte der Kirche und der religiösen Bewegungen in Oberlausitz fehlt bislang; den Hrsg.n ist es aber gelungen, auf Forschungsfelder aufmerksam zu ma-

chen und Forschungsbeiträge anzuregen, die hierzu wichtige Bausteine liefern. Bedauerlich ist, dass auf ein die Beiträge erschließendes Register verzichtet wurde.

Marburg – Warszawa

Norbert Kersken

**Detlef Haberland: Kommentierte Bibliographie zum Buch- und Bibliothekswesen in Schlesien bis 1800.** (Schriften des Bundesinstituts für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa, Bd. 39.) Oldenbourg. München 2010. 498 S. ISBN 978-3-486-59232-0. (€ 44,80.)

Seit Klaus Garbers kulturgeschichtlichen Darstellungen der schlesischen Bibliotheken weiß die wissenschaftliche Öffentlichkeit, welche Bedeutung diese Region für die deutsche Kulturgeschichte vom Humanismus bis zur Aufklärung besaß. Die vorliegende Bibliografie verdeutlicht durch ihre Kommentierungen diese Bedeutung. Sie umfasst den Raum (Preußisch-)Schlesien, Oberlausitz und Mährisch-Schlesien, behandelt allgemein die Publikationen zum Buch-Material, Buchdruck, Buchhandel sowie zu den Bibliotheken. Dem folgen die Angaben zu ca. 145 einzelnen Orten. Insgesamt führt Detlef Haberland 1652 Titel auf.

Der Schwerpunkt der bibliografischen Angaben liegt bei den Bibliotheken, den „Schatzhäusern“<sup>1</sup> Europas, die das kollektive Gedächtnis einer Region repräsentieren. Die Vielfalt der Publikationen, die hier offenkundig wird, verdankt Schlesien seiner konfessionellen und sprachlichen Multiplizität. Schlesische Gelehrte waren durch den Besuch ausländischer Universitäten vielseitig gebildet, was sich an den Titeln ihrer Bibliotheken, hier sowohl der Geistlichen, der Adligen wie auch der Kaufleute, zeigt. Das gleich starke Nebeneinander von katholischer und evangelischer Bevölkerung in Schlesien hatte zur Folge, dass die Buchinteressen beider Hauptkonfessionen bedient werden konnten. Zudem existierte in Schlesien, trotz der äußerst eingeschränkten Bedingungen der Juden während der Frühen Neuzeit, in Oels die älteste hebräische Druckerei im Alten Reich. Der Zweisprachigkeit des Landes ist es zu verdanken, dass schlesische Druckereien auch den polnischen Buchmarkt beliefern konnten. Die vorliegende Bibliografie zeigt, wie sehr sich polnische Wissenschaftler nach 1945 mit der Bibliotheksgeschichte Schlesiens befasst haben. Mochten hiermit in der Anfangsphase noch politische Zwecke verbunden gewesen sein, nämlich Schlesien als polnischsprachiges Land zu dokumentieren, so waren politische Motive als erkenntnisleitendes Interesse doch bald überwunden und der wissenschaftliche Eros ausschlaggebend.

Werden die Bibliotheken der einzelnen Orte – allen voran natürlich Breslau – ausführlich aufgeführt, so fehlen bedauerlicherweise ausführliche Angaben zu den Druckereien und Verlagen der einzelnen Orte, von der Anfangsphase im 15. und beginnenden 16. Jh. abgesehen. Gerade anhand des Verlagswesens werden die konfessionellen Buchmarktstrategien in Schlesien während des (gegen)reformatorischen Zeitalters deutlich. Doch werden die hierfür wie auch für die schlesische Kulturgeschichte wichtigen Druckereien und Verlage nicht aufgeführt. Der katholischen Seite gelang es im 16. und 17. Jh. nicht, in Breslau eine Druckerei zu errichten. 1540 scheiterte ein Versuch (s. Nr. 484). Die Publikationsstrategien im Sinne der Gegenreformation betrieben die Jesuiten und Zisterzienser von Neisse und Glatz aus, wo in den Verlagen I. K. Schubart und A. F. Pega die Werke von Bernhard Rosa und Angelus Silesius erschienen. Erst 1702 gelang es dem Domkapitel, A. F. Pega nach Breslau zu holen (s. Nr. 145, 382). Darüber hinaus fehlt eine Nennung der für die Kulturgeschichte wichtigen Druckereien bzw. Verlage V. J. Trescher und G. Gründer (beide Breslau), wo die Werke von Andreas Gryphius erschienen. Nicht aufgeführt

<sup>1</sup> KLAUS GARBER: Schatzhäuser des Geistes. Alte Bibliotheken und Büchersammlungen im Baltikum, Köln u.a. 2007 (Aus Archiven, Bibliotheken und Museen Mittel- und Osteuropas, 3).

wird auch der Verlag J. C. Lorentz (Jauer), wo Paul Christian Kirchners bekanntes Buch „Jüdisches Ceremoniel“ 1716 in erster Auflage erschien. Dies ist sicher bei einer neuen Auflage dieses Buches zu leisten, um somit die kulturelle Bedeutung Schlesiens noch stärker zu verdeutlichen.

Hamburg

Arno Herzig

**Christa Ebert: Literatur in Osteuropa.** Russland und Polen. (Akademie-Studienbücher Literaturwissenschaft.) Akademie Verlag, Berlin 2010. 254 S., 14 s/w Abb., br. ISBN 978-3-05-004537-5. (€ 19,95.)

Obwohl das Studium der Slavistik in Deutschland auf eine lange Tradition zurückblicken kann, fehlt bislang eine Auswahl an studienbegleitenden Lehrwerken. Einen allgemeinen Überblick über die Disziplin bieten lediglich zwei Werke.<sup>1</sup> Im Bereich der Sprachwissenschaft lassen sich mehrere Einführungen anführen.<sup>2</sup> Wenn man von einer Einführung zur Kulturgeschichte<sup>3</sup> absieht, in der die unterschiedlichsten Bereiche der russischen kulturellen Produktion vorgestellt und Identitätsfragen behandelt werden, können Studierende der slavistischen Literaturwissenschaft als Orientierungshilfe hingegen einzig auf diverse Literaturgeschichten und Handbücher zurückgreifen. Daher ist es erfreulich, dass in der bewährten Studienbuchreihe des Akademie Verlags jüngst ein didaktisch ansprechendes Lehrwerk zur polnischen und russischen Literatur von Christa Ebert erschienen ist, von dem Studierende der Osteuropawissenschaften ebenso wie eine breite, an der Region interessierte Leserschaft profitieren können. Unter Berücksichtigung des neuesten Forschungsstands und der aktuellen Wissenschaftsdiskurse (Kulturtransfer, Raum- und Genderdiskurs sowie Orientalismus- und Postkolonialismusdebatte) veranschaulicht die Autorin kompakt und allgemein verständlich die bis heute in Polen und Russland bestehende enge Verknüpfung von Literatur und soziokulturellen Prozessen.

Der vorliegende Band ist gemäß dem Reihenkonzept bündig und übersichtlich strukturiert. In Anlehnung an die Semesterwochenzahl werden in 14 Kapiteln die zentralen Eckpunkte und Entwicklungslinien der polnischen und russischen Literaturgeschichte im Kontext der gesellschaftspolitischen Prozesse vorgestellt. Die jeweiligen Kapitel bilden selbständige Einheiten, die allerdings auch Querverbindungen aufweisen und aufeinander Bezug nehmen, so dass sich ein roter Faden durch die gesamte Publikation zieht. Analog zu den übrigen Studienführern ist jedem Kapitel eine repräsentative Abbildung vorangestellt, auf die eine kurze Erläuterung sowie ein Abschnitt zur Kontextualisierung und Herleitung der kapitelinternen Fragestellung folgen. Der Text wird von Stich- und Schlagwörtern an der Marginalspalte begleitet und durch einen vertiefenden Fragenkatalog sowie mit Empfehlungen für die weiterführende Lektüre und kommentierten Hinweisen auf die

<sup>1</sup> NORBERT FRANZ: Einführung in das Studium der Slavischen Philologie. Geschichte – Inhalte – Methoden, Darmstadt 1994; ROLF-DIETER KLUGES, HEIDE WILLICH-LEDERBOGENS: „Ich studiere: Slavistik“. Eine praktische Einführung für Abiturienten und Studienanfänger(innen), Tübingen 2001.

<sup>2</sup> THOMAS BRUNS: Einführung in die russische Sprachwissenschaft, Tübingen 2007; WERNER LEHFELDT: Einführung in die Sprachwissenschaft für Slavisten, 2., verb. und erg. Aufl., München 1996; Einführung in die slavischen Sprachen, hrsg. von PETER REHDER, 6. Aufl., Darmstadt 2009; CHARLES E. TOWNSEND, LAURA A. JANDA: Gemein-slavisch und Slavisch im Vergleich. Einführung in die Entwicklung von Phonologie und Flexion vom Frühurslavischen über das Spätgemein-slavische bis in die slavischen Einzelsprachen mit besonderer Berücksichtigung des Russischen, Polnischen, Tschechischen, Serbischen/Kroatischen, Bulgarischen, München 2002.

<sup>3</sup> Russian Cultural Studies. An Introduction, hrsg. von CATRIONA KELLY und DAVID SHEPHERD, Oxford 1998.

Forschungsliteratur abgerundet. Irritierend wirken jedoch die im Text platzierten Hinweise auf weitere Studienführer aus der Reihe, was vermutlich auf eine Vorgabe seitens des Verlags zurückzuführen ist.

Um den Leser an die disziplinären Besonderheiten und Fragestellungen heranzuführen, beginnt E. ihre Darstellung mit drei problemorientierten Kapiteln. In einem einleitenden „Mental mapping“ thematisiert sie den Osteuropa-Begriff und die diversen Möglichkeiten der regionalen Binnendifferenzierung sowie die Geschichte der deutschen Slavistik. Aus den sich hieraus ergebenden Anforderungen und den vielfältigen transnationalen Austauschprozessen, die dem östlichen Europa seine spezifische Gestalt gegeben haben, leitet die Autorin ihr an der Transferforschung orientiertes Konzept ab, das sie zudem als wegweisend für die künftige methodische Ausrichtung der Osteuropawissenschaften erachtet. Entsprechend dem Transfergedanken versucht E. die polnische und russische Literatur daher im nationalen, osteuropäischen und gesamteuropäischen Zusammenhang zu betrachten. Im zweiten Kapitel werden jeweils die sprachlichen und religiösen Grundlagen der literarischen Entwicklung herausgearbeitet, die am Beispiel der Epochenbildung und der westlichen Rezeptionsproblematik in einen gesamteuropäischen Kontext eingebettet wird. Anschließend geht E. auf den gesellschaftspolitischen Status und die ausgeprägte Identität stiftende Funktion der polnischen und russischen Literatur ein. Anhand der Interpretation von ausgewählten Schlüsseltexten und der Porträtierung zentraler Autorenpersönlichkeiten folgt eine konzise Darstellung der polnischen und russischen Literaturgeschichte, die mit dem „Modernisierungsschub“ (S. 58) der Aufklärung einsetzt und beim Paradigmenwechsel der Postmoderne endet. Neben den literarischen Entwicklungen verliert die Autorin zudem nie den Blick für die soziokulturellen und identitären Prozesse.

An den darstellenden Teil schließen ein Serviceteil mit einer äußerst hilfreichen Bibliografie studienrelevanter Hilfsmittel sowie ein Anhang an, der ein Literatur- und Personenverzeichnis und ein ausführliches und überaus nützliches Glossar einschlägiger Begrifflichkeiten enthält.

Der Autorin ist ein empfehlenswertes Lehrwerk gelungen, das die wichtigsten Grundlinien der polnischen und russischen Literatur- und Kulturwissenschaft nachzeichnet und den Studienanforderungen Rechnung trägt. Der regionale Fokus auf Polen und Russland ist aus pragmatischen Gründen durchaus nachvollziehbar, werden doch hier die studienstärksten slavistischen Fächer behandelt. Der Versuch, weitere osteuropäische Literaturen einzubeziehen, hätte eindeutig den Rahmen gesprengt. Daher hätte der Verlag den Untertitel auch ruhig auf dem Einband und nicht erst auf den Innenseiten des Buches abdrucken können. Bedauerlich ist zudem der Verzicht auf die wissenschaftliche Transliteration bei der Übertragung der russischen Namen. Vermutlich sollte die Entscheidung für die Transkription auch einem fachfremden Leser den Zugang erleichtern, was jedoch den an ein Studienbuch gestellten Erwartungen zuwiderläuft. Davon abgesehen überzeugt das Studienbuch insbesondere durch E.'s methodologischen Ansatz und ihre getroffene Auswahl an thematischen Schwerpunkten, gerade wenn man den Umfang des behandelten Gegenstands bedenkt.

Gießen

Anja Golebiowski

**Martin Gruneweg (1562 – nach 1615). Ein europäischer Lebensweg** / Martin Gruneweg (1562 – after 1615). *A European Way of Life*. Hrsg. von Almut Bues. (Quellen und Studien des Deutschen Historischen Instituts Warschau, Bd. 21.) Harrassowitz. Wiesbaden 2009. VII, 403 S. ISBN 978-3-447-05926-8. (€ 68,-)

Der anzuzeigende Sammelband ist aus einer Konferenz hervorgegangen, die im Frühling 2008 anlässlich der Veröffentlichung der vierbändigen, ebenfalls von Almut Bues bewerkstelligten Edition der Aufzeichnungen von Martin Gruneweg in Krakau abgehalten wurde. Er behandelt das nähere und weitere Lebensumfeld Grunewegs. Seine Lektüre ge-

staltet sich dabei durchaus anregend – wie bei jedem solchen Unterfangen allerdings nicht überall in gleichem Ausmaß.

Wie Almut Bues in der Einleitung feststellt, hat Martin Gruneweg seine Lebenserfahrungen, die beinahe 2000 Seiten zählen, nicht kontinuierlich, sondern rückblickend als Mönch in etwas mehr als einem Jahr verfasst (1601-1602). Dieser Filter ist wie bei allen autobiografischen Aufzeichnungen im Auge zu behalten.

David Gaunt verortet das Leben Grunewegs im multikulturellen Zusammenhang des polnisch-litauischen Vielvölkerreichs. Seine Aufzeichnungen bieten die seltene Chance zu verfolgen, wie sich ein Individuum des 16. Jh.s in diesen kulturellen Welten bewegte. Gruneweg durchschritt verschiedene Phasen der kulturellen und religiösen Identitätssuche. Er war ursprünglich ein Danziger Lutheraner, der sich in Lemberg der polnischen und armenischen Kultur annäherte, schließlich zum Katholizismus konvertierte und dem Dominikanerorden beitrug. Auf der anderen Seite stand er dem Judentum und den Muslimen durchaus distanziert und abweisend gegenüber.

Grunewegs Deutsch und generell seinem Sprachgebrauch (Lateinisch, Polnisch, Armenisch), der ihn als Wanderer zwischen den Welten ausweist, widmet sich Jörg Riecke. Den Umgang mit der Zeit, das Zeitverständnis, schält Almut Bues heraus. Sie zeigt damit, wie sich Grunewegs Aufzeichnungen als informative Quelle für Bereiche des alltäglichen Lebens heranziehen lassen. Nur am Rande mit Bezug auf Gruneweg illustriert Edmund Kizik die Tauf- und Patensitten, Kindersterblichkeit, Vormundschaft und Erbrecht sowie das Schulwesen auf der Basis von Danziger Archivquellen.

Eine Einführung in die vormoderne nationale Problematik der Lemberger Stadtgesellschaft der zweiten Hälfte des 16. Jh.s entlang des Paradigmas eines „nationalen Kampfes“ bietet Myron Kapral'. Er beschreibt die vielfältige ethnische Struktur der Stadt und in erster Linie die konfessionellen und wirtschaftlichen Konflikte, wobei er andere Seiten des Zusammenlebens ausblendet. Knut Schulz geht wie Kapral' wenig auf Grunewegs Werk ein. Er beschränkt sich trotz eines deutlich weiter ausholenden Aufsatztitels auf Wanderungen von Handwerkern im Spätmittelalter.

Es folgt ein historischer Überblick zu den armenischen Gemeinden im Königreich Polen (Krzysztof Stopka). Dieser beschreibt nicht nur die armenischen Gemeindestrukturen und ihre Einbettung in die deutschrechtlichen Städte, sondern breitet auch ein Gesamtbild des religiösen, kulturellen, gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Lebens der polnischen Armenier aus. Stopka führt vor, welche Vielfalt an Informationen sich aus den Aufzeichnungen über die armenische Gemeinde in Lemberg, aber auch zu Einzelpersonen und zum armenischen Alltag gewinnen lassen.

Dariusz Kołodziejczyk greift die Frage auf, wann und weshalb sich die polnisch-osmanischen Handelsrouten von der Via Tatarica auf Moldawien verlagerten. Albrecht Berger analysiert verschiedene Reiseberichte aus dem ausgehenden 16. Jh. auf ihre Aussagen über das Osmanische Reich hin. Insgesamt attestiert er den Reisenden einen ruhigen und sachlichen Blick auf das Osmanische Reich, der durchaus auch Bewunderung für die Großmacht beinhaltet.

Irene Dingel zeichnet nach, wie sich im Bereich der protestantischen und reformierten Kirchen während des 16. Jh.s eigenständige Konfessionskirchen ausbildeten und gegeneinander abgrenzten. Den Zeitgenossen musste die katholische Amtskirche angesichts der Zwistigkeiten zwischen den protestantisch-reformierten Bekenntnissen attraktiv und wie ein sicherer Hafen erscheinen. Sie sieht darin auch einen Grund für Grunewegs Konversion zum Katholizismus.

In seinem interessanten Aufsatz weist Michail Dmitriev darauf hin, dass der Bericht Martin Grunewegs auch viele Leerstellen hat. Dies betrifft insbesondere die orthodoxe Kirche, obwohl Gruneweg in Lemberg in unmittelbarer Nachbarschaft zur orthodoxen Gemeinschaft lebte. Dmitriev breitet zudem neue Quellen zur Wahrnehmung des Judentums durch die orthodoxe Kirche in Ruthenien aus. Er untersucht orthodoxe Predigten aus dem ausgehenden 16. Jh. und kommt zu dem Schluss, dass die in der Literatur verbreitete

These von einem „traditionellen orthodoxen Antisemitismus“ (S. 220), der das große Pogrom in der Mitte des 17. Jh.s erklären soll, in Frage gestellt werden muss. Denn die analysierten Predigten und Schriften zeigten, dass in der Orthodoxie Polen-Litauens – anders als im Katholizismus – keine aggressiv antijüdischen Positionen vertreten wurden. Er ergänzt dies mit einer ausführlichen Bibliografie zur Haltung gegenüber dem Judentum in der *Slavia Orthodoxa orientalis*.

In einem inspirierendem Beitrag untersucht Maria Crăciun, inwiefern sich auf der Basis des Lebensberichts Gründe für Grunewegs Glaubenswechsel zum Katholizismus ausfindig machen lassen, den er nirgends explizit begründet hat. Crăciun ortet bei Gruneweg ein ausgeprägt visuelles Wahrnehmungsvermögen, das sich in seinen dichten Beschreibungen, aber auch in illustrierenden Zeichnungen niedergeschlagen habe. Sie hält Grunewegs visuelle Sensitivität für ein Element, das auch seine konfessionelle Identität letztlich bestimmte und ihn zur Konversion zum Katholizismus bewegte, da dieser Gruneweg mehr Reflexionsgrund als der Protestantismus bot.

Gruneweg war zwar sehr sprachbegabt, aber nicht studiert. Dass die Kirchenväter selbst für einen Dominikanerpriester mittlerer Bildung von einiger, allerdings sekundär vermittelter Bedeutung waren, führt Christoph Burger aus. Die Aufzeichnungen Grunewegs bieten auch Informationen zum klösterlichen Innenleben (Almut Bues). Gruneweg lässt die Geschehnisse rund um die Abspaltung der ruthenischen Dominikanerprovinz dabei durchwegs in einem für seine Person und Rolle günstigen Licht erscheinen. Dies unterstreicht das stark subjektiv gefärbte Element in den Aufzeichnungen Grunewegs, die nicht zuletzt – wie jede Autobiografie – der Legitimation der eigenen Person und Lebensgeschichte dienen.

Bogusław Kochaniewicz zieht die ausführlichen Beschreibungen Grunewegs heran, um die verschiedenen Formen der Marienverehrung in Polen zu schildern und um die Praxis, wie sie im ausgehenden 16. Jh. von den Gläubigen ausgeübt wurde, an den kirchenrechtlichen Vorgaben zu messen. Marek Miławicki verschafft uns mit einem umfangreichen Beitrag einen Überblick über die rechtlichen Grundlagen und die Praxis des Heiligenwesens sowie des Heiligenkults in Polen an der Wende vom 16. zum 17. Jh. Insbesondere verfolgt er, inwiefern die Tridentinischen Reformen eine Praxisänderung mit sich brachten.

Schließlich führt Krzysztof Czyżewski vor, wie Grunewegs sehr dichte Beschreibungen sogar für die Rekonstruktion von historischen, nicht mehr überlieferten Besonderheiten der Ausstattung der Domkirche auf dem Krakauer Schlossberg herangezogen werden können. Wie verschiedene andere Beiträge bestätigt dies nochmals das ausgeprägt visuelle Wahrnehmungs- und Beschreibungsvermögen von Martin Gruneweg.

Insgesamt umfasst der Sammelband verschiedene, teils sehr anregende Zugänge zu den Aufzeichnungen von Gruneweg. Diese illustrieren insbesondere, unter wievielen Aspekten sein Werk als historische Quelle fruchtbar gemacht werden kann.

Bern

Christophe von Werdt

**Vertraut und fremd zugleich.** Jüdisch-christliche Nachbarschaften in Warschau – Lengnau – Lemberg. Hrsg. von Alexandra Binnenkade, Ekaterina Emeliantseva und Svjatoslav Pacholkiw. (Jüdische Moderne, Bd. 8.) Böhlau. Köln u.a. 2009. 216 S. ISBN 978-3-412-20177-7. (€ 29,90.)

Was hat Lengnau im Aargauer Surbtal mit Warschau und Lemberg gemeinsam? Im Mittelpunkt des Sammelbandes, der aus dem von Heiko Haumann geleiteten Basler Forschungsprojekt „Vertraut und fremd zugleich. Juden in interkulturellen Beziehungen“ (2001-2004) hervorgegangen ist, steht nicht der Vergleich, sondern vielmehr das Nebeneinander verschiedener Formen jüdisch-christlicher Nachbarschaften in unterschiedlichen geografischen und zeitlichen Kontexten. Die inhaltliche Klammer der drei zwischen 50 und 70 Seiten umfassenden Beiträge stellt der von der amerikanischen Kulturwissen-

schaftlerin Mary Louise Pratt übernommene Begriff der „Kontaktzonen“ (*contact zones*) dar, den Alexandra Binnenkade in ihrer Einleitung kurz skizziert. Demnach sind unter „Kontaktzonen“ soziale Räume zu verstehen, in denen Kulturen unter ungleichen Machtverhältnissen aufeinandertreffen. Der Begriff soll helfen, nicht nur die durch den Kulturkontakt (re)produzierten Asymmetrien, sondern auch die „Kopräsenz, Interaktionen, sich überschneidende[n] Auffassungen und Praktiken“ (S. 2) zu untersuchen. Ihm liegt die Erkenntnis zugrunde, dass Konflikte in Beziehungen stattfinden und nicht deren Abbruch bedeuten. B. versteht die „Kontaktzonen“ zugleich als geeignete Alternative zu dem ebenfalls aus den postkolonialen Studien kommenden Konzept der kulturellen „Hybridität“. Zu Recht verweist sie auf die problematische Begriffsgeschichte von „hybrid“ und die damit verbundene Vorstellung von der Vermischung zweier oder mehrerer homogener Kulturen. Dass auch der Begriff der „Kontaktzonen“ offenbar auf der Vorstellung „kultureller Ausschlussräume“ (S. 17) und damit auf der Annahme relativ homogener Entitäten aufbaut, schiebt B. wenig später in ihre Argumentation ein, ohne dies näher zu erläutern.

Im ersten Beitrag untersucht Ekaterina Emeliantseva die „Entstehung von interkulturellen Zwischenräumen“ (S. 31) am Beispiel der in der zweiten Hälfte des 18. Jh.s nach Warschau eingewanderten Frankisten und ihren Beziehungen zur nichtjüdischen Umwelt. Ihre Untersuchung stützt sich in erster Linie auf antifrankistische Pamphlete aus der Zeit des Vierjährigen Sejms (1788-1792). Die anonym gebliebenen Autoren warfen den Anhängern der messianischen Bewegung Jakob Franks vor, „unechte“ Stadtbürger und Christen zu sein, die sich sozial und kulturell ausgrenzten. Anhand sozialhistorischer und topografischer Analysen gelingt es E. nachzuweisen, dass die Frankisten in die städtische Gesellschaft Warschaus integriert waren. Ihre Lebensweise, die neben frankistischen auch jüdische, katholische, bürgerliche und adelige Elemente vereinte, stellte jedoch die bisherigen Integrationswege infrage. Die Pamphlete sind deshalb als Reaktion auf die Umbruchszeit Ende des 18. Jh.s zu verstehen, die die soziale Wirklichkeit der Frankisten und anderer Warschauer nur bedingt widerspiegeln.

In der zweiten Studie analysiert Alexandra Binnenkade „jüdisch-christliche Kontaktzonen“ in Lengnau und Endingen in der zweiten Hälfte des 19. Jh.s. Diese im Aargauer Surbtal gelegenen Ortschaften waren die beiden einzigen, die Jüdinnen und Juden in der Schweiz zwischen 1776 und 1879 das Niederlassungsrecht gewährten. B. rekonstruiert zunächst konkrete Orte und Formen der „Kontaktnahme“ im Dorf und analysiert sodann jüdenfeindliche Kampagnen wie die des Aargauer „Mannlisturm“, der sich gegen die Verleihung des Orts- und Kantonsbürgerrechts an Juden aussprach, sowie die sich daran anschließenden jüdischen und nichtjüdischen Reaktionen. Sie unterstreicht, dass der von den Emanzipationsgegnern immer wieder formulierte konfessionelle Gegensatz in der dörflichen Lebenswirklichkeit längst an Bedeutung verloren hatte und die Emanzipation der Juden trotz dieser Anfeindungen langfristig nicht aufgehalten werden konnte.

Svjatoslav Pacholkiv widmet sich in der dritten Studie den jüdisch-polnisch-ukrainischen Beziehungen in Lemberg unmittelbar nach dem Ersten Weltkrieg. Sein Hauptaugenmerk gilt hierbei der Beschreibung des Pogroms vom November 1918, der während des polnisch-ukrainischen Krieges in der galizischen Stadt ausbrach. Den in Gewalt umschlagenden Konflikt zwischen Ukrainern, Polen und Juden deutet P. in erster Linie als eine Folge des Zusammenbruchs der Habsburgermonarchie und der zunehmenden Radikalisierung des polnischen Nationalismus. Polnische Lemberger sahen in den Juden „Verräter und Feinde“, da sie sich im polnisch-ukrainischen Krieg neutral verhielten. Er zeigt, dass auch nach dem Pogrom, dem über 70 Juden zum Opfer fielen, weitere Übergriffe auf Juden beispielsweise durch die neu gegründete polnisch-patriotische Bürgerwehr stattfanden. P. resümiert, dass sich die Beziehungen zwischen der jüdischen und der polnischen Bevölkerung Lembergs erst in den 1920er Jahren allmählich wieder beruhigten.

So interessant und vielfältig die vorliegenden Studien sind, stellt sich abschließend dennoch die Frage nach dem Sinn der Publikationsform. Die drei Aufsätze lesen sich wie überlange *previews* auf die ohnehin in Zukunft anstehende Veröffentlichung zweier Dis-

sertationen (Emeliantseva, Binnenkade<sup>1</sup>) und einer Habilitation (Pacholkiv). Angesichts des zum Teil überstrapazierten Begriffs der „Kontaktzonen“ wäre es zudem hilfreicher gewesen, ihn im Zusammenhang mit vergleichbaren und ebenso aktuellen Konzepten wie die der *meeting places* (Doreen Massey), der Zwischen- oder Grenträume (u.a. Homi K. Bhaba, Ludger Pries, Johannes Paulmann) zu diskutieren. Wahrscheinlich würde man so auf ein umfassenderes Konzept kommen, mit dessen Hilfe man die Räume verdichteter interkultureller Kommunikation beschreiben und analysieren kann, ohne in die Falle kultureller Ausschlussräume zu geraten.

Berlin

Ines Koeltzsch

<sup>1</sup> ALEXANDRA BINNENKADE: *KontaktZonen. Jüdisch-christlicher Alltag in Lengnau, Köln u.a.* 2009 (Industrielle Welt, 75).

**Hermann von Boyen und die polnische Frage.** Denkschriften von 1794 bis 1844. Bearbeitet und mit einer Einleitung versehen von Hans R o t h e. (Veröffentlichungen aus den Archiven Preußischer Kulturbesitz, Bd. 66.) Böhlau. Köln u.a. 2010. 568 S. ISBN 978-3-412-20553-9. (€ 69,90.)

Das vorliegende Buch würdigt einige in Vergessenheit geratene, bedeutende Dokumente der preußisch-deutschen Geschichte des 19. Jh.s – die Denkschriften von Hermann von Boyen. Boyen war 1814-1819 und 1841-1847 preußischer Kriegsminister – in Zeiten revolutionärer Umbrüche, liberaler Forderungen und staatlicher Umwälzungen – und einer der Ideengeber und Befürworter der preußischen Militärreformen (der Landwehrordnung, der neuen Heeresverfassung und des Wehrgesetzes). In Boyens Kommentaren und politischen Statements von ganz unterschiedlicher Länge spiegeln sich zum einen die politischen Debatten seiner Zeit wider, zum anderen bringen sie seine in eine komplexe Staats- und Geschichtsauffassung mündende Weltanschauung zum Ausdruck, die bei der Rezeption seiner Gedanken bis jetzt kaum beachtet und weiterverfolgt worden ist. Hans R o t h e versucht mit der von ihm bearbeiteten Quellenausgabe eben diese Lücke zu schließen und in seiner Einleitung den Schwerpunkt der Analyse auf die politische Gesinnung Boyens zu legen. Die „polnische Frage“ erfährt dabei besondere Aufmerksamkeit, gilt sie doch bei Boyen als eine der Schlüsselüberlegungen, aus der sich viele weitere, u.a. jene über Revolution, staatliche Souveränität und Unabhängigkeit, über historische Bestimmung sowie Staats- und Privatmoral, ableiten lassen bzw. mit ihr sehr stark verflochten sind.

Das Buch gliedert sich in zwei Teile: eine ausführliche Besprechung und Interpretation der Quellen, anhand derer Boyens Staats- und Geschichtsauffassung herausgearbeitet wird, und eine Edition von teilweise bisher unveröffentlichten Denkschriften. Insgesamt sind einundzwanzig Schriftstücke abgedruckt, von denen die zwei wichtigsten – die Polen-Denkschriften von 1830 und 1831 (Nr. 14 und 15), deren Herausgabe den Anlass bildete für die Entstehung des Buches – hier zum ersten Mal vollständig transkribiert und veröffentlicht werden.<sup>1</sup> Neben Abhandlungen zur preußisch-polnischen Geschichte finden sich in dem Werk auch weiterführende Schriften Boyens, die u.a. den Beschlüssen von Karlsbad (Nr. 7), der inneren Lage des Staates (Nr. 8) oder dem Sinngehalt des menschlichen Lebens und der Weltordnung (Nr. 12) gewidmet sind. Diese thematische Dichte macht es erst möglich, die Polen-Denkschriften in einem breiteren Kontext zu analysieren.

<sup>1</sup> Eine gut strukturierte und detaillierte Analyse dieser beiden Denkschriften, allerdings ohne Edition, bietet der Beitrag von STEFAN HARTMANN: Zwei Denkschriften Hermann von Boyens über das preußisch-polnische Verhältnis zur Zeit des Novemberaufstandes 1830/31, in: *Zeitschrift für Ostmitteleuropa-Forschung* 48 (1999), S. 159-183. Er ergänzt R.s. Ausführungen in hervorragender Weise.

Diese Analyse erfolgt durch R. allerdings nur fragmentarisch. Unkommentiert bleibt u.a. die Tatsache, dass die ersten drei, aus den Jahren 1794-1795 stammenden Schriften Boyens (zu der politischen Rolle Polens und zum Umgang Preußens mit den durch die dritte Teilung Polens neu hinzugewonnenen Untertanen) in den 1890er Jahren in der als Brennpunkt der deutsch-polnischen Auseinandersetzung wahrgenommenen Provinz Posen veröffentlicht wurden. Gerade im Hinblick auf diese Rezeption und die von R. stets betonte Aktualität der Gedanken Boyens wäre es von Interesse gewesen, einen Schritt weiter zu gehen und nicht nur auf die früheren Abdrucke hinzuweisen, sondern deren Zielsetzung stärker zu hinterfragen und zu kontextualisieren.

Die einleitende Besprechung der Quellen folgt einem chronologischen Aufbau. Die historischen Ereignisse und die politische Orientierung Boyens werden entlang seiner Biografie skizziert, was allerdings zu einem Spagat zwischen biografisch-historiografischen Ansprüchen und einer reinen Schriftenanalyse führt. Gerade für eine Publikation mit einem populärwissenschaftlichen Charakter wäre es von Vorteil gewesen, nur eines dieser Konzepte zu verfolgen. So bleibt der Leser sich selbst überlassen. Trotz der Bemühungen R.s, die Entwicklung der politischen Grundbegriffe Boyens mit gesellschaftspolitischen Prozessen und dem sich verändernden politischen Verhältnis zwischen Preußen und Polen zu verzahnen, gewinnt der Leser kaum tiefer gehende Einblicke, weder in die militärischen und politischen Milieus des von Boyen mit geprägten Zeitraums noch in die historischen Ereignisse (u.a. die polnischen Aufstände, die Napoleonischen Kriege, die Revolution von 1846), die als Auslöser für den Gesinnungswandel Boyens angesehen werden können. Dessen Einflussbereiche und politische Relevanz bleiben somit unkenntlich. Dabei ist Boyens Gesinnungswandel, blickt man auf seine politische Rolle zurück, von großer Signifikanz. Von einer liberalen, an die Reformbewegung von 1807 angelehnten Auffassung des Staatsprinzips, das auf Selbstverwaltung und Legitimation von unten beruhe (S. 171-174) und den Nationalcharakter und die „Geschichtserfahrung [als] notwendige Voraussetzung für die Fähigkeit zur politischen Entscheidung“ (S. 177) erachte, geht Boyen, geleitet von seinen Erfahrungen aus den frühen 1830er Jahren, zu einer deutlich konservativeren Sichtweise über: Der Pflichtgedanke und die Unterordnung des Individuums gegenüber dem Staat treten nun stärker hervor, die Geschichte wird zum Weltgericht, wobei laut R. Boyens „Hinwendung vom Lokalinteresse zur Souverinität des Zentralstaates“ (S. 216) schon seit 1823 sichtbar geworden sei. Dementsprechend verändert sich auch Boyens Einstellung gegenüber der „polnischen Frage“: So wie er Ende des 18. Jh.s noch für das Fortbestehen des polnischen Staates und später für die traditionsbewusste Einbeziehung der Polen in den preußisch-polnischen Provinzen plädiert, so interpretiert er nun den staatlichen Zerfall Polens als dessen Bestimmung (S. 247-254) und spricht sich für die Beibehaltung des *status quo* aus.

Resümierend lässt sich sagen, dass der Zusammenhang zwischen der „polnischen Frage“, deren Behandlung im Mittelpunkt steht, und der allgemeinen politischen Orientierung Boyens zwar ausführlich beschrieben wird, aber noch deutlicher hätte analysiert werden können, um so als ein roter Faden für die Analyse zu dienen. R. ist ohne Zweifel ein großer Kenner der Schriften Boyens sowie der Forschungsliteratur über Boyen. Dies tritt in der um eine gründliche Analyse bemühten Einleitung deutlich hervor, verleitet R. aber oft zu unnötigen Nacherzählungen und einer verzweigten Argumentation. „Der Leser mag sich aus von Boyens Schriften selber informieren und überzeugen, wie viele seiner Überlegungen nach der Revolution zu Staat, Recht und Gesetzgebung, zu Politik und Bildung, zu Nation, Deutschland und Europa in späterer Zeit des Jahrhunderts aktuell geblieben sind“ (S. IX) – schreibt R. zum Auftakt, greift selbst aber in dieser Hinsicht einleitend zu stark vor.

Marburg

Justyna A. Turkowska

**Rebecca Denz: Bundistinnen.** Frauen im Allgemeinen Jüdischen Arbeiterbund („Bund“) dargestellt anhand der jiddischen Biographiensammlung „Doires Bundistn“. (Pri ha-Pardes, Bd. 5.) Universitätsverlag, Potsdam 2009. 167 S., engl. Zus. ISBN 978-3-940793-58-4. (€ 10,-)

Der Allgemeine Jüdische Arbeiterbund (Bund) war als jüdische sozialistische Partei in den vergangenen Jahren Thema zahlreicher Studien, ohne dass die innerbundistische Selbstdarstellung *en detail* untersucht worden wäre. Die jiddischsprachige Biografien-Sammlung *Doires Bundistn*<sup>1</sup> (Generationen von Bundisten) gehört hierbei zu den am häufigsten herangezogenen Quellen. Sie versammelt 570 unterschiedlich gehaltvolle Lebensbeschreibungen von insgesamt 600 Mitgliedern des Bund; darunter 45 biografische Skizzen von Bundistinnen. Aufgenommen wurden in die Sammlung Bundmitglieder, über die bis zum Erscheinen der Sammlung kaum oder nichts publiziert worden war; die Intention des Herausgebers Jacob Scholem Hertz war es, der bundistischen Opfer der Shoah zu gedenken. Trotz ihrer Bedeutung für die Geschichtsschreibung zum Bund ist sie bislang noch nicht kritisch als Quelle zur innerbundistischen Historiografie untersucht worden.

Die vorliegende schmale Studie zu den in den *Doires Bundistn* enthaltenen Biografien von Bundistinnen greift die genannten Desiderate auf. Anhand von deren Lebenswegen wird einerseits die Rolle von Frauen im Bund untersucht, andererseits aber versucht, diesen Teil der bundistischen Parteigeschichtsschreibung zu dekonstruieren. Nach einer knappen Einführung, in der der Herausgeber, die *Doires Bundistn* und die darin enthaltenen Frauen-Biografien charakterisiert werden, untergliedert Rebecca Denz ihre Studie in zwei Hauptkapitel gemäß dem bundistischen Selbstverständnis und der Schwerpunktverschiebung der Tätigkeiten des Bund: Zunächst werden die Frauen im illegalen „Russischen Bund“ (1897-1919) und anschließend im legalen „Polnischen Bund“ (1918-1939) dargestellt, um über diese Gegenüberstellung zu zeigen, wie die unterschiedlichen lebensweltlichen Kontexte die Tätigkeiten für die Partei und die Lebensgestaltung der Bundistinnen beeinflussten. Tabellen zu den Verfassern der Biografien und eine statistische, soziologisch inspirierte Auswertung der *Doires Bundistn* enthalten vertiefende Informationen. Die ausführlichen jiddischsprachigen Zitate veranschaulichen dem dieser Sprache kundigen Leser die Argumentation der Vf.in. Die Lesbarkeit leidet darunter insofern, als sie lediglich im Anhang in deutscher Sprache übersetzt wiedergegeben werden. Eine ausführliche, zwölf Seiten umfassende englischsprachige Zusammenfassung macht die wesentlichen Ergebnisse der Arbeit auch Interessenten ohne deutsche Sprachkenntnisse zugänglich. Die Vf.in kommt zu einigen Ergebnissen, die die bisherige Forschung nicht bestätigen: Die unterschiedlichen Phasen vergleichend stellt sie fest, dass sich der veränderte Status der Partei insbesondere auf die Tätigkeiten der Frauen auswirkte. Im „Russischen Bund“ führten Frauen vor allem illegale Handlungen wie Schmuggeln oder Verteilen von Flugblättern aus, während sich ihre Tätigkeiten im „Polnischen Bund“ auf Bereiche wie Öffentlichkeitsarbeit beschränkten. Zudem war es ihnen erstmals möglich, ihr „bundistisches Leben“ mit dem Erwerbsleben zu verbinden, indem sie für den Bund als Bibliothekarin oder im Gesundheitswesen tätig waren. So sind laut *Doires Bundistn* im „Polnischen Bund“ mehr Frauen in Führungspositionen gewesen als im „Russischen Bund“ – jedoch ist diese Sammlung von Biografien eben nicht repräsentativ für die Mitgliederstruktur des Bundes.

Hier liegt ein methodisches Problem der Studie: Die Vf.in stellt selbst – in deutlicher Weise jedoch leider erst in der Zusammenfassung – fest, dass die Sammlung im Gegensatz zu den Beteuerungen des Hrsg.s keinen repräsentativen Querschnitt aller aktiven Bundistinnen darstellt, wobei diese problematisierende Feststellung sich weder im Titel der Studie noch in den einleitenden Fragestellungen explizit wiederfindet. Daher gibt die

<sup>1</sup> *Doires bundistn. Generations of Bundists*. 3 Bände, hrsg. von JACOB SHOLEM HERTZ, New York 1956-1968.

Studie weniger in Form einer kollektiven Biografie über die weiblichen Mitglieder einen Einblick in den Bund, wie es der Titel suggeriert, sondern sie stellt anhand der Analyse von Einzelbiografien einen wichtigen Beitrag zur Dekonstruktion der innerbundistischen Geschichtsschreibung dar. Es fehlt daher letztlich eine tiefer gehende, quellenkritisch und historiografiegeschichtlich angelegte Diskussion zur Bedeutung der *Doires Bundistn*. Schade nur, dass die Vf.in auf diesen, in der Einleitung als eine Leitfrage formulierten Aspekt immer nur am Rande eingeht und nicht explizit thematisiert – die Studie hätte dadurch gewonnen.

Marburg

Heidi Hein-Kircher

**Juifs et polonais 1939-2008.** Hrsg. von Jean-Charles Szurek und Annette Wieviorka. Éditions Albin Michel. Paris 2009. 528 S., s/w Abb. ISBN 978-2-226-18705-5. (€ 25,-)

Die 30 Aufsätze dieses Sammelbandes gehen auf zwei im Jahr 2004 abgehaltene Tagungen u.a. französischer und polnischer Forscher/innen und auf einen Workshop zurück, der im Januar 2005 in Paris dem Thema „Les Juifs et la Pologne 1939-2004“ gewidmet war.<sup>1</sup> Die Teilnehmer/innen berichteten über gerade abgeschlossene oder noch laufende Forschungsprojekte; in mehreren Fällen sind deren Ergebnisse mittlerweile in Buchform erschienen. Aus Platzgründen können hier nicht alle Beitragenden namentlich erwähnt werden. Ich beschränke mich im Folgenden auf die Aufsätze, die die Geschichte Polens betreffen, und lasse die Beiträge zur Literaturgeschichte und zur Okkupationsgeschichte Frankreichs außer Acht.

Im ersten thematischen Abschnitt zur „Geschichte“ geht es um Einzelfragen der Besatzungsjahre in Polen und in Frankreich. Jan Grabowski befasst sich auf der Grundlage von Gerichtsakten der deutschen Besatzer mit der Erpressung und der Denunziation von Juden in Warschau zwischen 1939 und 1943<sup>2</sup>, während Barbara Engelking die Ergebnisse einer Analyse von Denunziationsschreiben aus den frühen Besatzungsjahren vorstellt, die vom Warschauer Institut für das Nationale Gedenken erst kurz zuvor freigegeben wurden (S. 15).<sup>3</sup> Dariusz Libionka untersucht, auf welche Weise sich das Vertretungsorgan der polnischen (Exil-)Regierung im besetzten Polen und das Oberkommando der Heimatarmee in den Jahren 1942 bis 1944 zur „jüdischen Frage“ äußerten. Er kommt zu dem Fazit, dass die Haltung der Regierungsdelegatur gegenüber den Juden ambivalent war, da manche ihrer Repräsentanten für antisemitische Meinungen in der Gesellschaft Verständnis aufbrachten und es in ihren Augen jedenfalls notwendig erschien, sie in politischen Stellungnahmen stets zu berücksichtigen.<sup>4</sup> Der Frage, wie die Arbeit des Rates für

<sup>1</sup> Eine Auswahl von 18 Beiträgen enthält der polnische Sammelband: *Zagłada Żydów. Pamięć narodowa a pisanie historii w Polsce i we Francji* [Der Mord an den Juden. Nationales Gedächtnis und Geschichtsschreibung in Polen und in Frankreich], hrsg. von BARBARA ENGELKING u.a., Lublin 2006.

<sup>2</sup> Dazu ausführlicher JAN GRABOWSKI: „Ja tego Żyda znam!“ *Szantażowanie Żydów w Warszawie 1939-1943* [„Dieser Jude ist mir bekannt!“ Die Erpressung von Juden in Warschau], Warszawa 2004.

<sup>3</sup> Dazu ausführlicher BARBARA ENGELKING: „szanowny panie gista-po“. *Donosy do władz niemieckich w Warszawie i okolicach w latach 1940-1941* [„Sehr geehrter Herr gista-po“. Denunziationen gegenüber deutschen Behörden in Warschau und Umgebung in den Jahren 1940-1941], Warszawa 2003.

<sup>4</sup> Dazu ausführlicher DARIUSZ LIBIONKA: *ZWZ-AK i Delegatura Rządu RP wobec eksterminacji Żydów polskich* [Die Haltung des Bundes für den Bewaffneten Kampf/Heimatarmee und Regierungsdelegatur zur Ermordung der polnischen Juden], in: Po-

Judenhilfe (*Rada Pomocy Żydom*) finanziert wurde und welche Rolle dabei die Vertretung der polnischen Regierung im besetzten Polen spielte, geht Marcin Urynowicz nach. Andrzej Żbikowski analysiert Erfahrungsberichte verschiedener Zeitzeugen über die sowjetische Besatzung im östlichen Polen nach dem Hitler-Stalin-Pakt. Sie entstammen dem Untergrundarchiv des Warschauer Gettos (heute Teil des Warschauer Jüdischen Historischen Instituts) und den Materialien, die von den Organen der polnischen Exilarmee überliefert wurden (heute in der Hoover Institution in Stanford). Sie enthalten zahlreiche Einzelheiten über die Reibungen und Missshelligkeiten im Verhältnis zwischen ethnischen Polen und Juden unter der Sowjetherrschaft, der beide Volksgruppen zwischen 1939 und 1941 unterworfen waren. Havi Ben-Sasson bietet Teilergebnisse ihrer Dissertation zur Wahrnehmung der Polen durch die Juden und hebt hervor, dass sie zwischen 1939 und 1942 einem tiefgreifenden Wandel unterlagen.<sup>5</sup> Die ersten Nachkriegsjahre behandelt Bożena Szaynok in ihrem Beitrag über das „Antisemitismus-Problem in den polnisch-jüdischen Beziehungen“.<sup>6</sup>

Unter den neun Beiträgen, die mit „Blicke“ überschrieben sind, problematisiert Gertrud Koch Filme und Fotografien aus dem Getto Litzmannstadt; Jacek Leociak analysiert, wie das Bild des Fensters in verschiedenen Zeugnissen aus dem Warschauer Getto verwendet wird, und Joanna Nalewajko-Kulikova untersucht die sich überlagernden Identitäten der jüdischen Schriftsteller im Nachkriegspolen. Mehrere Beiträge dieses Blocks betreffen literarische Studien über Werke berühmter Autoren aus Polen (Tadeusz Borowski, Czesław Miłosz, Isaac Bashevis Singer).

Im letzten Block mit zwölf Artikeln zum Oberthema „Erinnerungen“ befasst sich Audrey Kichelewski mit den „mannigfaltigen Facetten jüdischer Identitäten in Polen in den 1960er Jahren“ (S. 295). Małgorzata Melchior untersucht Identitätsprobleme „arischer Juden“, also von jenen, die unter der nationalsozialistischen Besatzung gezwungen waren, sich durch ein angenommenes nichtjüdisches (meist polnisch-katholisches) Selbst zu tarnen. Mit der offiziellen Erinnerung an den Warschauer Getto-Aufstand in den Nachkriegsjahrzehnten unter kommunistischer Herrschaft beschäftigt sich Bożena Szaynok, während Jonathan Huener für diese Phase die Interventionen der „katholischen Erinnerung“ bei den Gedenkveranstaltungen in Auschwitz nachzeichnet.<sup>7</sup> Krzysztof Persak geht instruktiv auf den Jedwabne-Komplex ein, ehe Jean-Charles Szurek anhand von ausgewählten Stationen skizziert, welche Nachwirkungen der nationalsozialistische Judenmord in der polnischen Nachkriegsgesellschaft – bis fast in die Gegenwart hinein – gehabt hat. Er exemplifiziert dies an einer kommunistischen und einer katholischen Auslegung und an wichtigen Abschnitten der noch frischen publizistischen Auseinandersetzung um die Erkenntnis, dass sich die im landläufigen Geschichtsverständnis nicht selten zur Hilfe bereiten, manchmal wohl auch passiven polnischen Zuschauer, mitunter an der Verfolgung und Ermordung der Juden beteiligten.

Ein Register der Orte, Personen und Sachen wird bei einem derart umfänglichen Sammelwerk schmerzlich vermisst, das den vielleicht bedeutsamsten Beitrag zur polnisch-jüdi-

lacy i Żydzi pod okupacją niemiecką 1939-1945, hrsg. von ANDRZEJ ŻBIKOWSKI, Warszawa 2006, S. 15-139, Dokumentenanhang S. 140-207.

<sup>5</sup> Dazu ausführlicher: HAVI DREIFUSS (BEN-SASSON): „Anu Yehude Polin“? Ha-Yahasim ben Yehudim le-Polanin bi-tekufat ha-Sho'ah min ha-hebet ha-Yehudi (engl. Titel: „We Polish Jews“? The Relations between Jews and Poles during the Holocaust – the Jewish Perspective), Jerusalem 2009 [das Buch ist hebr.].

<sup>6</sup> Eine ausführlichere Fassung des Beitrags in: *Anti-Semitism and Its Opponents in Modern Poland*, hrsg. von ROBERT BLOBAUM, Ithaca 2005, S. 265-283.

<sup>7</sup> Siehe auch JONATHAN HUENER: *Auschwitz, Poland and the Politics of Commemoration, 1945-1979*, Athens 2003, und meine Rezension in: *Zeitschrift für Ostmitteleuropa-Forschung* 54 (2005), S. 617-619.

schen Beziehungsgeschichte darstellt, der in den vergangenen zwei Jahrzehnten auf Französisch erschienen ist.

Marburg

Klaus-Peter Friedrich

**Kazimierz Wyka: *Życie na niby*.** [Leben als ob.] Universitas. Kraków 2010. 384 S. ISBN 978-83-242-1258-3.

Der polnische Literaturwissenschaftler und Humanist Kazimierz Wyka (1910-1975) war ein aufmerksamer Beobachter des nationalsozialistischen Besatzungsalltags in Polen. 1939 in Krzeszowice bei Krakau, nahe der Grenze des Generalgouvernements zu den vom Deutschen Reich annektierten Gebieten lebend, hatte er das Glück, nicht vertrieben zu werden. Später schloss er sich der nationalkatholischen Widerstandsorganisation *Unia* an.

Der Band enthält vier Texte aus den Kriegs- und Nachkriegsjahren. Sie sind dem – hier leider nicht näher erläuterten – Umstand zu verdanken, dass W. 1939/40 Möglichkeiten und Wege fand, seine intellektuellen Beschäftigungen weiterzuführen. Den Schock der Niederlage Polens im September 1939 verarbeitete er in zeitkritischen Analysen und Betrachtungen über die Ursachen des „Debakels“ („Pamiętnik po klęsce“, S. 5-82). Sie sind zugleich eine bittere – und nicht immer gerechte – Abrechnung mit dem Vorkriegsregime und mit den Schwächen seiner Landsleute. Sie befassen sich aber – wie könnte es anders sein – auch immer wieder mit den Deutschen: den Waffen ihrer Propaganda, ihrer – in W.s Augen – kriegerischen Veranlagung, ihrem unbezähmbaren Willen, die Nachbarn zu unterjochen, und mit der von ihrem Besatzungsregime in Polen verbreiteten „Kloake“ (S. 65). 30 Millionen Menschen, stellt W. fest, seien zu einem Versuchskaninchen geworden, an deren Schicksal die übrige Welt ablesen könne, wie es unter der Herrschaft der beiden Teilungsmächte nach ihrem totalen Sieg zugehen würde (S. 77). Doch die baldige Unterwerfung weiterer Staaten durch das Deutsche Reich und das programmierte Zerwürfnis zwischen diesem und der Sowjetunion zeigte W., dass seine Kritik allzu einseitig ausgefallen war, und so setzte er sie nach einer Unterbrechung nicht fort. Seine Reflexionen spann er in seinem Essay „Pessimismus und die Wiedererrichtung des Menschen“ („Pesymizm a odbudowa człowieka“) auf einer dem Tagesgeschehen entrückten literarischen Ebene fort (S. 83-140).

Kernstück des Bandes ist der Essay-Zyklus mit der – heute sprichwörtlichen – Überschrift „Leben als ob“ („Życie na niby“), die dem ganzen Sammelwerk als Titel dient. Hier analysiert W. in zeitgenössischen Aufzeichnungen (von 1942 und 1943) sowie aus der Perspektive der unmittelbaren Nachkriegszeit politische und wirtschaftliche Strukturen einer von rücksichtsloser Gewalt geprägten nationalsozialistischen Okkupation. Für diesen Abschnitt ist es besonders schade, dass die ausgewählten Texte nicht editorisch bearbeitet wurden, hätte man doch aus heutiger Sicht so manches richtigstellen und erklären müssen. Einige von W.s Bewertungen frappieren allerdings noch heute, wenn er beispielsweise 1945 – nach dem Abzug der Deutschen – treffend anmerkt, erst jetzt würde den Polen die Rechnung aufgetischt für die Jahre der Okkupation, denn diese existiere in ihrem kollektiven Bewusstsein fort (S. 311). Als einer der Bereiche, wo dies offensichtlich zu Tage trat, erwies sich das Verhältnis zu den Juden, deren ökonomisches Erbe von polnischen Händlern und Geschäftsleuten ohne die leisesten Skrupel übernommen wurde; W. trat dagegen für die Vergesellschaftung des jüdischen Besitzes ein (S. 293). Doch sein im September 1945, nach dem Pogrom in Krakau, wiederholtes Plädoyer, damit würde- und verantwortungsvoll umzugehen, verhallte – und war angesichts der desolaten wirtschaftlichen Lage und der psychologisch-politischen Gegebenheiten wohl zum Scheitern verurteilt. Ein anderer wunder Punkt war das Verhältnis zum öffentlichen Eigentum. Hatte 1940 der Generalgouverneur Hans Frank für die repräsentative Einrichtung seines Landsitzes „Haus Kressendorf“ in Krzeszowice Museen und Kunstsammlungen plündern lassen, so bediente sich Anfang 1945 die ortsansässige Bevölkerung wie selbstverständlich an dem, was die Deutschen dort zurückgelassen hatten.

Die in ihrer Zusammenstellung neuartige Textsammlung ist weit umfangreicher als frühere Sammelbände, und sie ist von früheren Zensuren (S. 375) befreit.<sup>1</sup> Beschlossen wird sie von einem Essay Adam Michniks. Er blickt u.a. auf W.s antideutsche politische Grundüberzeugungen, die ihn dazu verleiteten, Faschismus und deutsches Wesen (*germanizm*) gleichzusetzen und ihm ein gemeinsames Interesse des Slaventums (*ślaviańskość*) gegenüberzustellen. Erst diese Verkürzung ermöglichte es W., sich mit den neuen Gegebenheiten zu arrangieren: Er habilitierte sich, wurde Professor an der Jagiellonen-Universität und Redakteur der Literaturzeitschrift *Twórczość* – und war in den 1950er Jahren sogar für einige Zeit Abgeordneter im stalinistischen Sejm Volkspolens. Über die inneren Konflikte, die dies mit sich brachte, ist wenig bekannt, doch zweifellos war auch der Weg des Kompromisses letztlich steinig.

Marburg

Klaus-Peter Friedrich

<sup>1</sup> Teile dieses Sammelbands sind zuvor mit wechselnden Titeln in Tauwetterphasen des polnischen Kommunismus (1957, 1959, 1984 und 1985) erschienen.

**Ines Hopper: Geraubte Identität.** Die gewaltsame „Eindeutschung“ von polnischen Kindern in der NS-Zeit. Böhlau. Wien u.a. 2010. 304 S. ISBN 978-3-205-78462-3. (€ 39,-)

Der gewaltsamen „Eindeutschung“ von „rassisch wertvollen“ polnischen Kindern, einem wenig bekannten Kapitel der deutschen Besatzungspolitik in Polen während des Zweiten Weltkriegs, hat die österreichische Historikerin Ines Hopper eine detaillierte, gut lesbare Monografie gewidmet. Aufbauend auf einem breitem Quellen- und Literaturfundus untersucht sie die Thematik aus der Perspektive sowohl der Täter als auch der Opfer. In Ergänzung zu den archivalischen Quellen, insbesondere Unterlagen aus dem achten Nürnberger Nachfolgeprozess gegen Mitarbeiter des Rasse- und Siedlungshauptamts der SS, hat die Autorin „thematisch zentrierte“ Interviews mit einer Reihe von Männern und Frauen geführt, die zum Zweck der „Eindeutschung“ in die sogenannte „Ostmark“ (vormalige Gebiete Österreichs) verschleppt wurden. Die Interviewpassagen gehören zu den beeindruckendsten Passagen des Buches – zum einen illustrieren sie die einzelnen Etappen des „Eindeutschungs“-Prozesses, den die Kinder durchlaufen mussten, zum anderen machen sie die traumatisierende Wirkung des Erlebten bis in die Gegenwart spürbar.

In acht, teilweise etwas verwirrend strukturierten Kapiteln werden Ideologie, Rahmenbedingungen und Durchführung der gewaltsamen „Eindeutschung“ aus Sicht der NS-Behörden und der betroffenen Kinder, die Stationen der „Eindeutschung“ im besetzten Polen und in der „Ostmark“ sowie Repatriierung, juristische Aufarbeitung und die heutige Situation der Opfer dargestellt. Ein Exkurs informiert über entsprechende Aktionen in weiteren besetzten Ländern. Initiator und Hauptverantwortlicher für die „Eindeutschung“ „fremdvölkischer“ Kinder war Heinrich Himmler, Reichsführer-SS und seit Oktober 1939 Reichskommissar für die Festigung deutschen Volkstums. Seine Intention formulierte er am 16. September 1942 auf einer SS- und Polizeiführer-Tagung wie folgt: „Wo Sie ein gutes Blut finden, haben Sie es für Deutschland zu gewinnen oder Sie haben dafür zu sorgen, dass es nicht mehr existiert“ (S. 23).

Am planmäßigsten verlief die Eindeutschungspolitik in Polen als dem „Exerzierfeld nationalsozialistischer Ideologie“ (S. 28), speziell im „Reichsgau Wartheland“. Nach H.s vorsichtiger Schätzung wurden mindestens 20 000 polnische Kinder Opfer der gewaltsamen „Eindeutschung“. Im Raum Litzmannstadt (Lodz, poln. Łódź) wurden schon seit Herbst 1940 Eindeutschungsaktionen durchgeführt, die als Vorbild für andere Regionen dienten, eine einheitliche Regelung des Verfahrens folgte erst Anfang 1942. Heim- und Pflegekinder, später auch Kinder, die bei ihren Eltern lebten, wurden systematisch untersucht. Diejenigen, die man aufgrund ihres Erscheinungsbilds und psychologischer Gutachten als „rassisch wertvoll“ kategorisierte, wurden in spezielle Heime überführt, einem

rigorosen Umerziehungsprogramm unterworfen und schließlich ins „Altreich“ transportiert, wo sie nach einer Phase der „Assimilierung“ in Einrichtungen des SS-Vereins Lebensborn bzw. der Inspektion der Deutschen Heimschulen an deutsche Pflegeeltern vermittelt wurden. Die ersten Transporte in das „Altreich“ gingen im Frühsommer 1942 aus Polen ab. Ab September 1943 bestand ein eigenes, vom Lebensborn getragenes Kinderheim „Alpenland“ für eindeutschungsfähige Kinder in Schloss Oberweis in Oberösterreich.

Nach Kriegsende liefen umfängliche Suchaktionen polnischer und internationaler Organisationen nach den verschleppten Kindern an. Manche Kinder, die bei ihren Pflegefamilien bleiben wollten, entzogen sich der Repatriierung, während andere sich selbst auf den Weg nach Hause machten oder nach einer Phase der „Repolonisierung“ repatriiert wurden. Für die meisten Kinder war die Rückkehr mit großen Belastungen verbunden – ihre Identität war aufs Neue in Frage gestellt, wie eine Betroffene formulierte: „Mein persönlicher Krieg dauerte viel länger als bis Mai 1945 [...], wie oft fragte ich mich, wo mein Platz auf dieser Erde ist und wer ich eigentlich wirklich bin: Polin oder Deutsche?“ (S. 231).

Köln

Ursula Reuter

**Stephan Lehnstaedt: Okkupation im Osten.** Besatzeralltag in Warschau und Minsk 1939-1944. (Studien zur Zeitgeschichte, Band 82.) Oldenbourg. München 2010. 381 S. ISBN 978-3-486-59592-5. (€ 54,80.)

In den letzten Jahren sind wohl mehr deutsche Dissertationen über die nationalsozialistische Besatzungspolitik in Polen erschienen als in den vier Dekaden der alten Bundesrepublik. Eigentlich verdienen sie eine Sammelbesprechung, da sie sowohl eine äußerst produktive Wende der deutschen Historiografie porträtieren als auch einen mittlerweile eigenständigen Textkorpus zur Besatzungsgeschichte bilden. Gemeinsam ist ihnen auf jeden Fall der Grundsatz *polonica leguntur*, die Verwurzelung in der Tätergeschichte, die Betonung der Beteiligung der Zivilverwaltung an den Verbrechen; schließlich eine Sensibilität für die Opfer, die in den letzten Arbeiten auf die Täter ausgeweitet wurde – nicht im Sinne eines Mitgeföhls, sondern als wissenschaftliche Entsprechung der allgemeinen Sprachlosigkeit der nachfolgenden Generationen angesichts des wachsenden Wissens über die Biografien der Groß- und Urgroßväter. Stefan Lehr<sup>1</sup> versuchte es mit einem mikrografischen Ansatz. Die Geschichte von 13 deutschen Archivaren – ihres Wirkens als Teil des Besatzungsapparats, ihres damaligen Selbstverständnisses und späterer Rationalisierungen, ihres durchaus heterogenen Verhältnisses zur örtlichen Umwelt – kommt wohl einer Rekonstruktion des Geschehenen so nahe wie bei einer historischen Arbeit nur irgend möglich. Markus Roth<sup>2</sup> gelang ein anderes Kunststück: Seine auch stilistisch bemerkenswerte Erzählung über die „Herrenmenschen“ zeigte ganz gewöhnliche deutsche Männer nicht nur als eifrige, sondern gar als kreative Helfer des Terrorapparats. „Im Osten“ ging alles, was der Durchsetzung der Besatzungsherrschaft diente – und die Kreishauptleute engagierten sich dafür mit Leib und Seele, blieben dabei ihrem Selbstverständnis nach aber anständige Menschen.

Stephan Lehnstaedt greift diese Fragestellungen auf der Basis einer extrem breiten Quellenbasis und ausgezeichneten Kenntnis der mehrsprachigen Literatur auf. Er erweitert sie auf den Vergleich mit Minsk, vor allem aber untersucht er das Verhalten von Zehntau-

<sup>1</sup> STEFAN LEHR: Ein fast vergessener „Osteinsatz“. Deutsche Archivare im Generalgouvernement und im Reichskommissariat Ukraine, Düsseldorf 2007.

<sup>2</sup> MARKUS ROTH: Herrenmenschen. Die deutschen Kreishauptleute im besetzten Polen – Karrierewege, Herrschaftspraxis und Nachgeschichte, Göttingen 2009.

senden im Spannungsfeld zwischen Selbstverständnis, Anspruch, Norm und gelebtem Alltag. In dieser Kombination von Biografistik, Alltagsgeschichte und Komparatistik untersucht er zuerst Institutionen und Raum, dann den Alltag (wobei ihn die Freizeit deutlich mehr interessiert als die Arbeitswelt) und in den Schlüsselkapiteln III-V jene Spannung, die sich in der Kontaktzone zwischen Besatzern und Einheimischen in den unterschiedlichsten Varianten und Schichten materialisierte. In dem Schlussteil über den Werdegang seiner „Helden“ nach 1945 bestätigt er im Wesentlichen die Ergebnisse früherer Studien, d.h. die Rückkehr der Täter in die Bürgerlichkeit der Bundesrepublik, verweist aber auch auf einen schwer zu beziffernden Anteil von Biografien, die mit dem Tod im Krieg bzw. in sowjetischer Kriegsgefangenschaft auf ganz andere Weise abbrachen.

Was bringt dieses Buch? Das unwichtigste Ergebnis ist wohl, dass der Vergleich Warschau–Minsk nicht trägt. Noch weiter „im Osten“ war alles dünner, ärmer, grauer, kleiner – abgesehen von der Wahrscheinlichkeit eines Anschlags, die in Minsk in den ersten zwei Kriegsjahren deutlich höher lag als in der polnischen Hauptstadt: keine Erkenntnis, die den Arbeitsaufwand L.s rechtfertigen würde. Zweitens verdanken wir ihm die mit Abstand beste Darstellung der Deutschen im Warschauer „Osteinsatz“. Das Deutsche Wohnviertel ist noch nie so präzise beschrieben worden, das Freizeitverhalten war bislang kaum Gegenstand der Forschung. Der Ansatz zu zeigen, „wie die Politik den Alltag mit prägte – und vor allem umgekehrt der Besatzeralltag die Politik mitbestimmte“ (S. 96), wird vor allem im ersten Teil eingelöst. L. beschreibt das Deutsche Haus im heutigen Präsidentenpalais und andere gastronomische Begegnungsstätten, Filmvorführungen mit über 90 000 Besuchern pro Monat (S. 116), die *Krakauer Zeitung*, Theaterfestspiele im Łazienki-Park, das mit 20 000 Zuschauern ausverkaufte Legia-(damals: Wehrmachts-)Stadion als Austragungsort von Begegnungen der örtlichen Mannschaft mit Schalke 04 (S. 135), Ausstellungen und Bücher über das Kulturträgertum. Dieser „normierte Alltag“, so L., sollte die „Volksgemeinschaft“ an der Weichsel integrieren bzw. von der „einheimischen“ Umwelt abgrenzen und tat dies zumindest partiell. Andererseits, betont der Vf., blieb den Deutschen das „dem Kolonialismus immanente Sendungsbewusstsein (...) weitgehend fremd“ (S. 252). Statt die „Eingeborenen“ zu zivilisieren, suchten sich viele im unbekanntem, fremden, oft abstoßenden Osten ihre Freiräume außerhalb des „normierten Alltags“. In diesen Freiräumen entwickelten sich illegale, geduldete bis hart gehandete Kontaktformen und -zonen mit den „Einheimischen“, deren – individuelle, d.h. theoretisch strafbare – Beraubung oftmals einherging mit dem blühenden Schwarzmarkthandel, wo sich der Deutsche wiederum in ein kompliziertes Wechselverhältnis von notwendigem Vertrauen, potenziell beiderseitigem Vorteil und gegenseitigem Misstrauen hineinwagte. Neben Diebstahl und Schwarzmarkthandel boten der Alkoholkonsum (oft in Kneipen, die von Polen besucht wurden, weil diese billiger waren) und Kirchenbesuch oft genutzte Möglichkeiten, den „Eigensinn der Besatzer“ (passim) zu praktizieren. Das Risiko dieser Praktiken wurde durch kollektive Diskretion minimiert. Der amtliche Teil der „Volksgemeinschaft“ drückte beide Augen zu, solange das Verhalten außerhalb der Norm dem „Ansehen des Deutschtums“ nicht auffällig schadete. Am härtesten bestraft wurden Abweichungen, die den höchsten Teil der rassistisch-sozialen Pyramide (die Reichsdeutschen) in verbotene Beziehungen zu dem niedrigsten (den Juden) setzten. Im Kontakt zu Polen und Belarussen war die Grauzone beachtlich größer. Die Volksdeutschen gehörten theoretisch zur „Volksgemeinschaft“, bildeten jedoch de facto eine Zwischenschicht, die – in ihren sozialen Praktiken, nicht in der Zusammensetzung – nach unten wie nach oben offen blieb. Unter den Reichsdeutschen wiederum galt Loyalität und die immer wieder beschworene „Kameradschaft“ vor allem dem eigenen, in der Regel institutionell geprägten Umkreis, der sich in ständiger Konkurrenz zu anderen Milieus festigte. Erst in der Abgrenzung zu den unteren Teilen der Pyramide verstanden sich die eigentlichen Herrenmenschen als Großgruppe (die ihrer Herkunft nach alles andere als elitär oder in besonderem Maße nationalsozialistisch geprägt war). Dass innerhalb dieser Großgruppe die Dimensionen des Terrors – bis hin zur Judenvernichtung – selbstverständlich bestens bekannt waren (und selten ableh-

wend kommentiert wurden), zeigt der Vf. in Kap. V. Als Pflicht, Aufgabe oder gar als Akt der Verteidigung getarnt, wurde massenhafte Gewalt zum Bestandteil des gelebten Alltags, „eine legitime – und meist auch angemessene – Umgangsform“ mit den Einheimischen (S. 317).

In dieser glänzenden Untersuchung bestätigt L. eindrucksvoll, was in den polenbezogenen Arbeiten zur Tätergeschichte bereits mehrmals angesprochen wurde: Es war weder die Zugehörigkeit zu einer Kohorte noch eine besondere Affinität zum Nationalsozialismus, welche die Verbrechen zu einer „angemessenen Umgangsform“ machten. Der Habitus des Herrenmenschen, gewiss angelegt in der Sozialisation vor 1939, entwickelte sich vielmehr aus den situativen Gegebenheiten „im Osten“. In den kurzen fünf Jahren wurde er innerhalb der „Volksgemeinschaft“ zu einer Selbstverständlichkeit. Siebzig Jahre später kann man dies offenbar rekonstruieren; man kann es begreifen, ohne es wirklich zu verstehen.

Warszawa

Włodzimierz Borodziej

**Grenzgebiet als Forschungsfeld.** Aspekte der ethnografischen und kulturhistorischen Erforschung des Grenzlandes. Hrsg. von Petr Lozoviuk. (Schriften zur Sächsischen Geschichte und Volkskunde, Bd. 29.) Leipziger Universitätsverlag. Leipzig 2009. 286 S. ISBN 978-3-86583-360-0. (€ 40,-)

Dieser Tagungsband ist das Ergebnis einer Konferenz, die im November 2007 in Reichenberg (Liberec) stattgefunden hat. Seine Stärke liegt in der Bündelung einzelner Fallstudien, die ein interessantes Gesamtbild der tschechischen Grenzgebiete skizzieren, auch wenn sich die Beiträge hinsichtlich des Umfangs und der Qualität deutlich unterscheiden. Die Themen Grenze, Grenzland und Grenzlandbevölkerung sollen aus der Sicht unterschiedlicher Disziplinen (Ethnologie, Soziologie, Geografie und Geschichte) beleuchtet werden. Der Großteil der Aufsätze widmet sich regionalen Beispielen entlang der tschechischen Grenze mit Sachsen, Schlesien und Niederösterreich. Anstatt der räumlich isolierten Beiträge zu Ungarn und Schleswig-Holstein wäre vielleicht ein weiterer Beitrag über die tschechische Grenze zur Slowakei, zu Österreich oder zu Bayern aufschlussreicher gewesen. Das Buch gliedert sich in einen theoretischen und drei thematische Abschnitte, wobei die Zuordnung der einzelnen Beiträge etwas zufällig wirkt. Eine Einteilung nach methodischen Kriterien hätte wohl mehr Sinn ergeben: Fünf Beiträge beruhen auf qualitativen Interviews mit Bewohnern des Grenzlands und sieben Aufsätze zeigen mittels publizierter und unpublizierter Quellen Aspekte des Lebens an der Grenze auf.

Im Rahmen des einführenden Abschnitts „Die Grenzlandproblematik als Objekt der Ethno- und Kulturwissenschaften“ stecken Petr Lozoviuks und Manfred Seiferts wichtige Beiträge in gelungener Weise die thematischen, historischen und theoretischen Rahmenbedingungen ab. Lozoviuk widmet sich der Entwicklung der unterschiedlichen Fragestellungen zum Thema Grenze in der deutschen, sudetendeutschen und tschechischen Ethnologie im 20. Jh. Seifert führt hingegen in die Begrifflichkeit und in die sich wandelnden Vorstellungen von Räumen und Grenzen ein.

Beide Vf. betonen, dass die Forschungsansätze seit den 1990er Jahren breiter angelegt werden. Einerseits rücken alltagskulturelle Fragestellungen und mit ihnen konkrete und situationsabhängige Alltagshandlungen von Individuen in den Vordergrund. Andererseits wird Grenzgebiet nicht mehr zwangsläufig als marginalisiertes „Defizit-Gebiet“ (S. 27) verstanden, sondern als sozialer Raum, in dem Kulturcodes nicht so rigoros aufgefasst werden wie in den Zentren und der daher auch als Innovationstransitgebiet (S. 28) verstanden werden kann.

In dem folgenden Abschnitt „Das Grenzgebiet aus historischer Perspektive“ geht es, neben zwei Beiträgen zum ungarischen Raum, darum, wie mit den böhmischen, mährischen und schlesischen Grenzgebieten nach der Vertreibung der deutschen Bevölkerung umgegangen wurde. Kateřina Lozoviuková untersucht die strafrechtliche Verfolgung

von illegalen Grenzübertritten in tschechischen Gerichtsakten, wobei sie eher auf die Arbeitsweise und die harten Urteile der Volksgerichte eingeht.

Adrian von Arburgs fundierter Aufsatz stellt anschaulich die strategischen Überlegungen bei der Neubesiedlung der größtenteils entvölkerten Grenzlandregionen dar. Vor allem die Kommunistische Partei (KSC) hat die politische Bedeutung dieser Gebiete und die gesellschaftlichen Experimentiermöglichkeiten früh erkannt und für ihre eigenen politischen Ziele genutzt. Einerseits wollte man durch eine großzügige Unterstützung der Neugesiedelten deren Parteiloyalität stärken, andererseits konnten gesellschaftliche Strukturen wie z.B. Elitenwechsel, Städtebau und Kollektivierung völlig neu ausgerichtet werden. Bei der Zuteilung von Land, Wohnungen oder Betrieben ging folgerichtig Parteilichkeit vor fachliche Kompetenz, was sich letztlich auch in den höheren Zustimmungsraten der Grenzbevölkerung zur KSC äußerte. Die Grenzgebiete sollten eine Leuchtturmfunktion für den Gesamtstaat einnehmen und waren daher aus kommunistischer Sicht, insbesondere in den ersten Nachkriegsjahrzehnten, alles andere als peripher.

Der dritte Abschnitt „Das Grenzland als Ort der interpersonellen Beziehungen“ besteht aus drei interviewbasierten Beiträgen zur wechselseitigen Wahrnehmung der Bewohner auf beiden Seiten der Grenze, wobei die böhmisch-sächsische und die mährisch-niederösterreichische Grenze im Vordergrund stehen. Stets spielen das Jahr 1989, Sprachbarrieren und ökonomische Ungleichheiten eine Schlüsselrolle.

Jana Berthold untersucht in ihrem aufschlussreichen, aber etwas umständlich geschriebenen Beitrag die vermeintliche „Sozialistische Völkerfreundschaft“ im sächsisch-böhmischen Elbland. Zwar hat der kleine Grenzverkehr nach der Aufhebung der Reisebeschränkungen zwischen der DDR und der ČSSR im Jahr 1972 massiv zugenommen, die Kontakte waren aber hauptsächlich von gegenseitigem Einkaufstourismus geprägt – eine Tatsache, die sich auch nach der Wende nicht änderte. Der gemeinsame Erfahrungshorizont des Lebens in sozialistischen Ländern stellte dennoch für lange Zeit ein verbindendes Element dar. Die Wiedervereinigung Deutschlands 1990 führte zu einer Statuspassage der plötzlich zur westlichen Wohlstandszone zählenden ehemaligen DDR-Bürger. Die unterschiedlichen Niveaus des Konsums und der Infrastruktur führten zu einer gewissen Entfremdung, auf tschechischer Seite zu einer zunehmend negativen Sicht auf die nun übertrieben selbstbewusst auftretenden Nachbarn; interessanterweise schnitten Westdeutsche in der Wahrnehmung der tschechischen Grenzbewohner deutlich besser ab.

Jana Nošková geht der Entwicklung tschechisch-österreichischer Wahrnehmungen in Grenzortschaften nach dem Wendejahr 1989 nach, wobei ihr Hauptaugenmerk auf der tschechischen Seite liegt. Gestützt auf Umfragebögen und qualitative Interviews kommt sie zu dem Schluss, dass trotz einer tendenziell positiven Grundstimmung Desinteresse vorherrsche. Als vorteilhaft werde die Zusammenarbeit auf kulturellem und touristischem Gebiet erachtet, die zunehmende Verkehrsbelastung hingegen als langfristiges Problem wahrgenommen. Intensivere Kontakte seien jedoch meist eine Folge des Engagements von Einzelpersonen, beim Gros der tschechischen Bevölkerung dominierten sprachliche und historische Barrieren sowie die Enttäuschung über österreichisches Desinteresse an Tschechien.

Im letzten Abschnitt „Die Grenzlandbewohner in der Auseinandersetzung um ihre ethnische Identität“ erscheint die den einzelnen Aufsätzen übergeordnete Klammer etwas vage formuliert. Mateusz J. Hartwich geht in seinem ausführlichen Beitrag dem Wandel der Figur des Rubezahl von einem wilden Berggeist zu einem im 19. Jh. zunächst romanisierten und schließlich kommerzialisierten Riesengebirgsmaskottchen nach, um das sowohl deutsche Schlesier als auch tschechische Böhmen konkurrierten. Nach 1945 wurde Rubezahl von deutschen Vertriebenenverbänden häufig als Symbolfigur des Heimatlosen verwendet. Von polnischer Seite gab es hingegen zaghafte Versuche, Rubezahl als regionale, ursprünglich slavische Kuriosität zu inkorporieren. Hartwich skizziert abschließend eine eventuelle Europäisierung Rubezahls als deutsch-polnisch-tschechischer Verständi-

gungstopos, bezweifelt allerdings den Erfolg solcher Umdeutungsbemühungen. Nur der kommerzielle Gebrauchswert der Marke „Rübezahl“ scheint ungebrochen.

Lenka Budilová und Marek Jakoubek's spannender Beitrag über Identifikationen von Roma/Zigeunern in Tschechien und der Slowakei zeigt die Bedeutungslosigkeit der gemeinsamen Staatsgrenze auf. Lokale, regionale, ethnische oder nationale Identifikation spielten für die Interviewten keine ausschlaggebende Rolle, vielmehr standen die verwandtschaftlichen Bindungen im Vordergrund. Die Vf. beschreiben drei Wellen der Migration aus der (Ost-)Slowakei in die nach der Vertreibung der Deutschen neu zu besiedelnden nord- und westböhmischen Gebiete. Die von staatlicher Seite unterstützte Ansiedlung bewirkte zwar die Niederlassung einiger Romafamilien in Westböhmen, alle sozialen Beziehungen (insbesondere Eheschließungen) blieben aber weiterhin auf die althergebrachten Großfamilienstrukturen begrenzt.

Insgesamt zeigt dieser sorgfältig edierte Tagungsband in überzeugender Manier, welche Forschungsansätze sich für eine Beschäftigung mit dem Grenzraum und seinen Bewohnern eignen. Eine klarere Zuordnung der Beiträge zu den Überkapiteln, vor allem aber ein Schlusskapitel mit einem Fazit wären jedoch wünschenswert gewesen.

Wien

Börries Kuzmany

**Anonymus and Master Roger: Anonymi Bele regis notarii Gesta Hungarorum** / Anonymus, notary of King Béla: The Deeds of the Hungarians. Hrsg. von Martyn Rady und László Veszprémy; **Magistri Rogerii Epistola in miserabile carmen super destructione regni Hungarii per Tataros facta** / Master Roger's Epistle to the Sorrowful Lament upon the Destruction of the Kingdom of Hungary by the Tartars. Hrsg. von János M. Bak und Martyn Rady. (Central European Medieval Texts, Bd. 5.) Central European University Press. Budapest – New York 2010. LIII, 268 S. ISBN 978-963-977-695-1. (€ 45,99.)

Der fünfte Band der Reihe der Central European University in Budapest, die lateinische Quellentexte mit englischen Übersetzungen bietet, enthält zwei in Ungarn im 13. Jh. entstandene Texte, die *Gesta Hungarorum* eines ungarischen Anonymus und die Schrift Rogers von Apulien über den Mongoleneinfall. Inhaltlich sind beide Texte ganz verschieden angelegt: Während die *Gesta* die älteste Geschichte der Ungarn bieten, betrifft der zweite Text die jüngste Zeitgeschichte.

Der Autor der *Gesta*, der sich als ehemaligen Notar des verstorbenen Königs Béla bezeichnet, wird durchweg Béla III. zugeordnet und hat vermutlich im ersten Viertel des 13. Jh.s geschrieben. Er schildert die älteste Geschichte der Ungarn von ihren Anfängen in Skythien bis zur einsetzenden Christianisierung nach der Mitte des 10. Jh.s, wobei die Genealogie und die Taten der Arpaden und der führenden Adelsfamilien, die auf die Schwurgemeinschaft von sieben Landnahmeführern zurückgeführt werden, im Mittelpunkt stehen. Der Klagebrief Rogers gilt als wichtigstes zeitgenössisches Dokument über den Mongoleneinfall in Ungarn 1241. Der aus Torremaggiore in Apulien stammende Vf. kam mit dem Kardinallegaten Jacopo di Pecorari nach Ungarn und geriet als Archidiakon von Großwardein nach der Niederlage des ungarischen Heeres bei Muhi im April 1241 in mongolische Gefangenschaft. Er konnte fliehen und 1243/44 als Archidiakon von Sopron seine Erfahrungen niederschreiben. Beide Texte sind ausgesprochen schlecht überliefert: die *Gesta Hungarorum* nur in einer Handschrift aus der Mitte des 13. Jh.s, die *Epistola* nur durch den Frühdruck von 1488. Beide Texte werden nach der Ausgabe in den *Scriptores rerum Hungaricarum* (1937/38) geboten. Von den *Gesta* liegen moderne Übersetzungen in ungarischer, tschechischer, slowakischer, rumänischer, polnischer und deutscher Sprache vor. Die vorliegende englische Fassung übernimmt die Übersetzung, die Martyn Rady

zuvor schon publiziert hatte<sup>1</sup>; die deutsche Übersetzung ist als zweisprachige Ausgabe zusammen mit dem lateinischen Text veröffentlicht worden<sup>2</sup>. Von der *Epistola* liegt neben einer ungarischen Übersetzung nur eine deutsche Übertragung vor<sup>3</sup>. Angesichts der vergleichsweise schlechten Greifbarkeit der kritischen Edition ist diese Neuedition nebst moderner Übersetzung und Kommentierung uneingeschränkt zu begrüßen und wird für Forschung und akademische Lehre anregend sein. Für die Benutzbarkeit ist es nachteilig, dass die Seitenzahlen der zugrundeliegenden kritischen *Scriptores*-Edition nur bei den *Gesta*, nicht aber bei der *Epistola* angegeben worden sind. Nützlich sind die ausführlichen Register, die Ortsnamenkonkordanz und die Karten mit den in den *Gesta* erwähnten Toponymen und des Mongoleneinfalls in Ungarn.

Marburg – Warszawa

Norbert Kersken

<sup>1</sup> MARTYN RADY: The Gesta Hungarorum of Anonymus, the Anonymous Notary of King Béla. A Translation, in: The Slavonic and East European Review 87 (2009), S. 681-727.

<sup>2</sup> Die „Gesta Hungarorum“ des anonymen Notars. Die älteste Darstellung der ungarischen Geschichte, unter Mitarbeit von LÁSZLÓ VESZPRÉMY hrsg. von GABRIEL SILAGI, Sigma-ringen 1991 (Ungarns Geschichtsschreiber, 4).

<sup>3</sup> Der Mongolensturm. Berichte von Augenzeugen und Zeitgenossen. Hrsg. von HANS-GERD GÖCKENJAN und JAMES R. SWEENEY, Graz u.a. 1985 (Ungarns Geschichtsschreiber, Bd. 3), S. 127-223.

**Augenzeuge dreier Epochen.** Die Memoiren des ungarischen Außenministers Gustav Gratz (1875-1945). Hrsg. von Vince Paál und Gerhard Seewann. (Südosteuropäische Arbeiten, Bd. 137.) Oldenbourg. München 2009. 648 S. ISBN 978-3-486-58594-0. (€ 69,80.)

Den Herausgebern, Vince Paál und Gerhard Seewann, sei dafür gedankt, dass sie den Wert von Gustav Gratz' Biografie und seiner selbst verfassten Manuskripte erkannt haben, denn sie bietet reichlich Information für die Historiografie. Die Einleitung gibt einen Überblick über Gratz' Leben, gefolgt von ausführlichen redaktionellen Erläuterungen zu den Texten. Gratz' Schilderungen sind mit Anmerkungen versehen, anhand derer man sich gut zurechtfinden kann. Zu den erwähnten Personen werden die wichtigsten biografischen Daten angegeben. Lediglich jene Anmerkungen zu Personen, die nicht der deutschen, österreichischen oder ungarischen Geschichte entstammen, lassen manchmal exaktere Angaben vermissen, obwohl sie sich rasch und verlässlich in wissenschaftlichen Zeitschriften im Internet hätten recherchieren lassen. Beispielsweise entpuppt sich „Prof. Duggan: Mitarbeiter der Carnegiestiftung“ (S. 357) als Stephen Pierce Duggan, der während des Ersten Weltkriegs Professor am City College New York war. Gedankt sei den Herausgebern zudem für die Übersetzung der französischsprachigen Kommentare, derer sich Gratz gerne bediente.

Zum Titel des Buches sei vorab noch bemerkt, dass, so tritt nach der Lektüre klar hervor, Gratz viel mehr war als ein bloß passiver Augenzeuge. Vielmehr trat er durch seine Ämter sowohl als effektiver Gestalter als auch als politischer Kommentator durch Zeitungsartikel und Vorträge innerhalb wie außerhalb Europas in Erscheinung. Die Einteilung in drei Epochen scheint vorab logisch. Nach der Lektüre hat es aber den Anschein, als habe es mehr als nur drei Epochen gegeben: Revolutionen beendeten Monarchien, autoritäre und faschistische Regime unterschiedlichster Façon wechselten einander in Mitteleuropa ab. Gustav Gratz erlebte diese Epochen in ganz unterschiedlichen Funktionen. Er beginnt seine Memoiren mit seiner Kindheit und Jugend. Die Erlebnisse in dem mindestens zweisprachigen Milieu der ungarischen Kleinstadt Gölnicbánya (slowak. Gelnica) erinnern an Joseph Roths galizisches Brody und Márai Sándors ungarisches Kassa (slowak.

Košice). Ansonsten lässt uns Gratz über sein Familienleben eher im Dunkeln, was auch daran liegen mag, dass die Hrsg. nicht sämtliche Texte ediert haben.

Gratz, der Politiker und Beamte, führt den Leser an die Friedensverhandlungen mit dem nachrevolutionären Russland mit den Augen eines österreichisch-ungarischen Staatsdieners heran und gibt Einblick in diplomatische Verhandlungstaktiken. Für ihn galt es als typisch deutsch, den einmal vertretenen (eigenen) Standpunkt niemals mehr aufzugeben und die zivilen Kräfte scheinbar freiwillig dem Militär unterzuordnen. Gratz' Erfahrungen in Brest-Litowsk mit dem deutschen Verbündeten legen wohl den Grundstein für seine lebenslangen Befürchtungen vor einem deutschen Expansionsstreben nach Mittel- und Osteuropa: „Ich war im Schlussstadium der Besprechungen in Brest-Litowsk nicht mehr so unbedingt deutschfreundlich, wie zur Zeit, als wir von Wien nach Brest-Litowsk abgereist waren“ (S. 130).

Gratz' politische Karriere überlappte sich mit jener als Wirtschaftsmann, wobei man ihn heute wohl als Lobbyisten bezeichnen würde. Gegen Anstellung und Geld nützte er für Firmen seine politischen Kontakte. Als sein intimer Kontakt zur Politik abriss, so sagte er, habe er auch keine Erfolge in der Privatwirtschaft mehr verzeichnen können.

Gratz' Leben als (Politik-)Wissenschaftler gibt Einblicke in den akademisch-wissenschaftlichen Austausch der Zwischenkriegszeit und macht nachvollziehbar, mit welcher Regelmäßigkeit vorgetragen, wo publiziert und wofür bezahlt wurde. Gerade in den USA war Gratz in der Zwischenkriegszeit wohl eine interessante Persönlichkeit, als ehemaliger Staatsmann einer untergegangenen Großmacht. Er nutzte diese Vorträge, um seine politischen Überlegungen einem breiten Publikum darzulegen. Öffentlich vertrat er eine Meinung hinsichtlich der Kriegsschuldfrage, die sich häufiger in österreichischen und ungarischen Memoiren finden lässt.<sup>1</sup> Allgemeine Wehrpflicht, Berufsarmee und die lange Friedenszeit hätten zu einer großen Masse an Offizieren und Generälen geführt, die unbedingt vermeiden wollten, „nur“ in Friedenszeiten gedient zu haben. Diese hätten Konflikte geschürt und die Politik unterwandert. Gratz sah den einzigen Ausweg in der „Abschaffung der stehenden Heere und der allgemeinen Wehrpflicht“ (S. 356).

Gratz' häufige Reisen geben auch Einblick in das soziale und gesellschaftliche Leben des gehobenen Mittelstands. Dazu zählt die Verwendung von Begriffen aus dem Englischen, wie „elevator“, „hand-shaking“ und „lunchen“ (S. 340), ebenso wie der Ablauf einer Atlantiküberquerung, der zeitgenössische Stereotypen und Vorurteile erkennen lässt, demzufolge Engländer nicht kochen und Franzosen noch aus „einer Schuhsohle ein feines Mahl bereiten“ könnten (S. 349). Das Kulturprogramm, das den Konferenzteilnehmern in Kanada und den USA geboten wurde, erlebte Gratz als Mitteleuropäer. Er schildert, was ihm an der Kultur der Neuen Welt besonders fremd war. Das Selbstverständnis der Amerikaner gegenüber ihrem Präsidenten, der für alle da zu sein, aber auch jedem einmal persönlich die Hand zu schütteln habe, war ebenso ungewohnt wie die seiner Ansicht nach inszenierte Ausschachtung von Sehenswürdigkeiten für den Massentourismus, wie etwa an den Niagara-Fällen. Im Gegensatz zum „Europäischen“ stand das Rauchverbot in Zügen und die Prohibition sowie der ungewohnte Benzingestank, verursacht durch den starken Automobilverkehr. Amerika präsentierte sich für ihn nur in Superlativen.

Wie ein Roter Faden durchzieht Gratz' Biografie sein Status als Angehöriger einer Minderheit, obwohl er eigentlich dem anzustrebenden Ideal der Magyarisierungspolitik von vor 1918 entsprach. Gegenüber einem Beamten der Gestapo führte er während des Zweiten Weltkriegs aus, er fühle sich „kulturell als Deutscher, politisch als Ungar“ (S. 551). Zur Minderheitenpolitik vertrat er dann auch eine von seinen Zeitgenossen eher abweichende Haltung. Er war weder für eine totale Assimilierung noch für Sonderwege. Für ihn war es nur natürlich, wenn eine Minderheit irgendwann im Mehrheitsvolk aufging,

<sup>1</sup> JULIUS DE SZILÁSSY: Der Untergang der Donau-Monarchie. Diplomatische Erinnerungen, Berlin 1921.

solange dies ohne Zwang passierte. Was er zeitlebens unterschätzte, war die Sprengkraft nationaler Ideologien, sowohl was die Donaumonarchie anlangte als auch die spätere nationalsozialistische Wühlarbeit und ihr Einfluss auf die ungarländischen Deutschen. Zu der Volkstumsarbeit und finanziellen Unterstützung vom Deutschen Reich meinte er als Vorsitzender des Ungarländisch Deutschen Volksbildungsvereins nur lapidar: „Die große Masse [...] blieb diesen Vorgängen gegenüber vollständig gleichgültig“ (S. 502).

Die deutsche Politik nimmt auch in der Zeit nach 1918 breiten Raum in seinen Erzählungen ein. Gratz schätzte zwar das nationalsozialistische Regime als kurzlebig ein, warnte aber vor dessen langfristigen Auswirkungen: „Nach dem Krieg wird das Lebensniveau in Deutschland gewiss empfindlich sinken. [...] [dieses wird] verschwindend gering sein, verglichen mit dem Grad, in welchem die Wertschätzung des deutschen Volkes sinken wird“ (S. 525).

Die Kontinuität von Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens durch verschiedenste Regime hindurch wird in Gratz' Biografie ebenfalls deutlich sichtbar: So wird vom Ministerposten zum Vereinsobmann, zum Journalisten oder zum Wirtschaftsfachmann hin und her gewechselt. Manchmal hat es den Anschein, als ob erst der physische Tod diese Personen aus der Öffentlichkeit treten lässt und nicht der politische Wandel. Auch bei Gratz deckten sich staatliche Brüche nicht unbedingt mit den persönlichen. Eines darf jedenfalls nicht vergessen werden: Gratz war Zeit seines Lebens Journalist. Er, der eine exzellente Feder führte, begleitet den Leser durch seine Biografie wie ein Erzähler den Helden durch einen klassischen Roman.

Budapest

Tamara Scheer

**Frank Golczewski: Deutsche und Ukrainer 1914-1939.** Schöningh. Paderborn u.a. 2010. 1085 S. ISBN 978-3-506-76373-0. (€ 98,-)

Der Vf. dieser umfangreichen Studie hat sich vorgenommen, die gegenseitigen Kontakte zwischen Deutschen und Ukrainern zu untersuchen; seine Schilderung beginnt am Vorabend des Ersten Weltkriegs und schließt mit dem Zerfall des polnischen Staates im Herbst 1939. Ein solches Vorhaben birgt zahlreiche methodische Probleme in sich, die Frank Golczewski auch bewusst sind. So lässt sich eine solche Geschichte räumlich schwer eingrenzen: Den ukrainischen Staat hatte es in der besprochenen Zeit nicht bzw. nur für eine sehr kurze Zeit gegeben. Von Bedeutung war die – in vielen Ländern verstreute – ukrainische Emigration. Schließlich urteilte die bisherige Historiografie zu diesem Thema, vor allem die ukrainische, aber auch die sowjetische und die polnische, nicht selten partiisch.

In Bezug auf die theoretische Untermauerung seiner Arbeit zeigt sich der Vf. sparsam. Jenseits einer „orthodoxe[n] intensive[n] Diskursanalyse“ gehe es ihm vor allem darum, aus den Quellen „das Sagbare“ herauszufinden (S. 10). Zu diesen zählt er u.a. die ukrainische Publizistik und die Historiografie, die die besprochene Problematik *ex post* aufgriffen. Dabei unternahmen die beiden Gattungen nicht selten Versuche, das Geschehene neu zu bewerten bzw. umzuinterpretieren.

G. distanziert sich von der Annahme, der Historiker solle ein Richter sein; eine solche Position wird häufiger insbesondere in Zusammenhang mit der Kollaboration der Ukrainer mit dem Nationalsozialismus vor und während des Zweiten Weltkriegs eingenommen. Gerade diese Distanz, verbunden mit der Bereitschaft, die ukrainischen Stimmen breit zu Wort kommen zu lassen, bildet eine der Stärken dieses Buches. Eingebettet wird die Darstellung, insbesondere die ukrainische Ideengeschichte (zum Beispiel der sogenannte „turn

to the right<sup>1</sup> in den 1920er Jahren), in die zentralen Entwicklungslinien Europas in der ersten Hälfte des 20. Jh.s.

Eine der wichtigsten Thesen des Vf.s lautet, dass sich die deutschen Verhaltensmuster in Bezug auf die ukrainische Problematik während des Ersten Weltkriegs herausbildeten. Zu ihnen gehörte die Annahme, dass die Ukraine einen Faktor darstelle, der sich gegen Russland bzw. die Sowjetunion einerseits und Polen andererseits einsetzen lasse. Auch die – wie der Vf. mit Recht betont – falsche Überzeugung von der Ukraine als einem ökonomisch hochinteressanten Gebiet entstand in dieser Zeit und gehörte bis in den Zweiten Weltkrieg hinein zu einem festen Bestandteil des deutschen Denkens.

Das Bemühen, die ukrainische Position zu Wort kommen zu lassen, ist insbesondere bei der Darstellung des Petljura-Mordes sichtbar und fruchtbar. Der ehemalige Anführer der Ukrainischen Volksrepublik und Sozialdemokrat Symon Petljura wurde im Mai 1926 in Paris durch einen aus Russland stammenden Juden erschossen. Ob das Attentat im Auftrag des sowjetischen Geheimdienstes vollzogen wurde, ist für Golczewski „unbewiesen, aber naheliegend“ (S. 493). Der für die Tat als Begründung angegebene Antisemitismus Petljuras, insbesondere seine Verantwortung für Pogrome in der Ukraine in den Jahren 1919-1920, hält der Vf. für „unsinnig“ (ebenda). Gravierend waren die Folgen des Attentats und des Gerichtsverfahrens: Die Tatsache, dass es sich bei dem Attentäter um einen Juden handelte, führte bei den Ukrainern zu einer Gleichsetzung von Judentum und Bolschewismus. Dass ein französisches Gericht den Attentäter freigesprochen hatte, zerstörte bei ihnen das Vertrauen in die Demokratie. Die Folge war das Aufblühen des ukrainischen Nationalismus und des Antisemitismus sowie die Renationalisierung der eigenen Geschichte (S. 496).

Viel Platz nimmt in der Darstellung die Frage ein, ob die ukrainischen Nationalisten der 1930er Jahre Faschisten waren (S. 571-592). Bekanntlich wird die Erforschung dieses Problems dadurch erschwert, dass zwischen dem autochthonen Faschismus und der Nachahmung faschistischer Vorbilder in Ostmitteleuropa kaum exakt zu unterscheiden ist. Der Vf. kommt zu der Überzeugung, dass es unwesentlich sei, „ob jemand kopiert hat und wer wen“. Ausschlaggebend waren bei den Ukrainern politisches Kalkül, das Fehlen einer Alternative sowie das positive Verhältnis zu autoritären und totalitären Ideologien. Die konkreten Vorstellungen von einem künftigen ukrainischen Staat waren denen der italienischen Faschisten sehr ähnlich (S. 578 f.).

Gründlich räumt der Vf. mit der durch manche ukrainische Historiker vertretenen Position auf, die Ukrainer hätten nicht mit dem Nationalsozialismus, sondern nur mit einflussreichen Nationalisten kooperiert. Die jeweiligen Gesprächs- und Kooperationspartner seien nichts anderes als Vertreter des NS-Staates gewesen; ihre unterschiedlichen Positionen haben ausschließlich aus dem Bemühen resultiert, die NS-Politik zu optimieren (S. 602 und 675). Den Wendepunkt im deutschen Umgang mit der ukrainischen Problematik setzt der Vf. mit der Jahreswende 1937/1938 an. Seitdem bemühten sich die deutschen Stellen, sich für den geplanten Krieg in Osteuropa der Ukrainer zu versichern und jene, die in Deutschland wirkten, möglichst gleichzuschalten.

Umfangreich wird in der Arbeit die Frage der Karpatho-Ukraine dargestellt. Dieser östlichste Bereich der Tschechoslowakei, der zum Teil von ukrainischer Bevölkerung bewohnt war, beschäftigte Ende 1938 und Anfang 1939 die Aufmerksamkeit vieler europäischer Regierungen. Minutiös rekonstruiert der Vf. die deutsche Position und den deutsch-ukrainischen Austausch. Abgeschlossen wird die Arbeit mit einer sorgfältig geschriebenen „Zwischenbilanz 1939“, die auch problemlos separat gelesen werden kann.

<sup>1</sup> ALEXANDER J. MOTYL: *The Turn to the Right. The Ideological Origins and Development of Ukrainian Nationalism, 1919-1929*, New York 1980 (East European Monographs, 65).

Zusammenfassend hebt G. charakteristische Merkmale der deutsch-ukrainischen Beziehungen in den Jahren 1914-1939 hervor. So sahen die Deutschen in der Allianz mit den Ukrainern eine Option von vielen. Im Gegensatz dazu ließen sich die Ukrainer mit den Deutschen ein, weil sie sonst keine Möglichkeit sahen, ihr Ziel – die Gründung eines eigenen Staates – zu erreichen (S. 1021).

Einige Kritikpunkte sind anzumerken. Erstens wäre eine redaktionelle Trennung der relevanten von weniger wichtigen Themen in einigen Fällen ratsam gewesen. Zweitens werden wichtige Arbeiten durch den Vf. nicht berücksichtigt. Dies betrifft, um nur ein Beispiel zu nennen, die Werke von Timothy D. Snyder, dessen Name im Buch kein einziges Mal erwähnt wird. Beunruhigend wirkt die pauschalisierende Beurteilung mancher Historiografien: So ist die Behauptung, die polnischen Autoren versuchten „immer“, das deutsch-polnische Einvernehmen der 1930er Jahre zu „minimieren“ (S. 742), nicht haltbar. Mit der Äußerung, die nationalsozialistische Außenpolitik sei nicht „so schlüssig [gewesen], wie [...] osteuropäische Historiker manchmal annehmen“ (S. 838), kann der Rezensent nichts anfangen.

Ungeachtet dieser Kleinigkeiten: Es handelt sich um ein lesenswertes und quellen-gesättigtes Buch, das die ukrainischen Akteure gebührend präsentiert und viele in der bisherigen Historiografie vorhandenen Urteile korrigiert.

Berlin

Bernard Wiaderny

## Anzeigen

*Christian Myschor: Dni Cesarskie w Poznaniu. Różne aspekty uroczystych wizyt Wilhelma II w mieście w latach 1902-1913. [Kaisertage in Posen. Verschiedene Aspekte der feierlichen Besuche Wilhelms II. in der Stadt in den Jahren 1902-1913.] Wydawnictwo Poznańskie. Poznań 2010. 231 S. ISBN 978-83-7177-736-3.* – Der Posener Historiker Christian Myschor behandelt in dieser Studie, die auf seiner Magisterarbeit beruht, die drei als Kaisertage begangenen Besuche Wilhelms II. in Posen 1902, 1910 und 1913. Diese Veranstaltungen unterschieden sich von weiteren Besuchen des Monarchen, der erstmals 1889 nach Posen gereist war, durch ihren prunkvollen Rahmen und waren mit ihren dynastischen und ideologischen Bezügen immer auch politisch aufgeladen. Den Anlass für die Besuche bildete 1902 die Einweihung des Denkmals für Wilhelms Vater Friedrich III., 1910 die Eröffnung des Königlichen Residenzschlosses (nicht Kaiserschloss, wie M. zu recht hervorhebt) und 1913 die Einweihung der Schlosskapelle. Auf der Grundlage einer umfangreichen, den Zeitraum der drei Besuche betreffenden Presseanalyse sowie einiger Aktenbestände aus Berliner Ministerien und der Posener Stadtverwaltung will der Vf. außerdem zeigen, wie sich die Kaiserbesuche auf das Parteienspektrum in Posen auswirkten. Infolge dieser Schwerpunktsetzung vermittelt M. nicht nur viele interessante Details über die organisatorische Abwicklung einer derartigen Großveranstaltung durch die Kommunalverwaltung, sondern kann am Beispiel dieser von der Posen-Forschung bisher weitgehend vernachlässigten Ereignisse auch zeigen, wie sehr sich 1910 bzw. 1912 im Vergleich zu 1902 die Spannungen innerhalb der polnischen Parteienlandschaft verschärft hatten: Gab es für die ersten Kaisertage noch ein gewisses breiteres Interesse innerhalb der polnischen Bevölkerung, gewann nach Ansicht M.s die Nationaldemokratie im Umfeld der zweiten und dritten Kaisertage gerade auch deshalb an politischer Bedeutung, weil die bisher dominierenden konservativen Gutsbesitzer trotz der verschärften Ansiedlungs- und Enteignungspolitik der preußischen Regierung an einigen Feierlichkeiten teilnahmen und so erheblich an Glaubwürdigkeit einbüßten. Immerhin sei aber die Berufung von Edward Likowski in das vakante Posener Bischofsamt durch die anhaltende Kompromissbereitschaft der polnischen Konservativen erleichtert worden. Kritisch anmerken ließen sich zu dieser interessanten und insgesamt gelungenen Studie zwei Details: Für die beschriebenen Dekorationen und Feierlichkeiten wären einige Abbildungen wünschenswert gewesen, doch mögen praktische Umstände eine entsprechende Ausstattung des Buches verhin-

dert haben. Außerdem hätte die Schilderung der historischen Hintergründe knapper ausfallen und stärker auf das Thema des Buches bezogen werden können.

Marburg

Christoph Schutte

*Der Fremde als Nachbar. Polnische Positionen zur jüdischen Präsenz. Texte seit 1800, hrsg. von François Guesnet. Suhrkamp, Frankfurt am Main 2009. 681 S. ISBN 978-3-518-42119-2. (€ 39,80.)* – Quellen- und Texteditionen zur polnisch-jüdischen Geschichte zählten bislang nicht zu den Schwerpunkten der deutschsprachigen Forschung zur Beziehungsgeschichte von Juden und Polen. François Guesnets Textsammlung kommt somit durchaus der Rang einer Pionierarbeit zu. In sieben chronologisch angeordneten Abschnitten präsentiert er – teils fragmentarisch, teils in voller Länge – über 90 sorgfältig ausgewählte Schriften, Gedichte, Briefe und Dokumente aus zwei Jahrhunderten (1807-2001) in deutscher Übersetzung. Dem Hrsg. ist es dabei gelungen, dem Fachpublikum wie auch einer interessierten Öffentlichkeit eine unverzichtbare Anthologie von Grundlagentexten an die Hand zu geben.

Besonders verdienstvoll ist der große Raum, den Guesnet dem 19. Jh. einräumt. Von der Aufklärung geprägte Ansätze der Emanzipation und Akkulturation der Juden in der polnischen Gesellschaft illustrieren ebenso wie die Texte der polnischen Romantik, „wie stark das politische Schicksal Polens die Wahrnehmung der jüdischen Präsenz prägte“ (S. 33). Mitte des 19. Jh.s gewannen Stimmen zusehends an Kraft, die sich einer Aufnahme der jüdischen Nachbarn in die polnische Gesellschaft verweigerten, da sie das Judentum als Bedrohung wahrnahmen. Die Spannung zwischen der polnischen Annäherung an Ideen der Gleichberechtigung und Akkulturation der Juden im Rahmen einer großzügig verstandenen Nation und der Abkehr hiervon auf dem Weg zu einem nationalistisch argumentierenden Antisemitismus verstärkten sich im letzten Viertel des 19. Jh.s und lieferten zugleich die Vorlage für die Debatten des 20. Jh.s. Das von Deutschland herbeigeführte Ende der jüdischen Lebenswelten Polens wie auch die „dramatische Frontstellung zwischen Polen und nationalen Minderheiten der unmittelbaren Vorkriegszeit“ (S. 471) konnten in den ersten Nachkriegsjahrzehnten in Polen selbst kaum diskutiert werden, wurden doch Juden auch in der Volksdemokratie noch Ziel antisemitischer Politik. Die jüdische Präsenz wurde so zum „innergesellschaftlichen Tabu“ (S. 517), das erst mit dem Erstarren der Opposition behutsam aufgebrochen wurde und schließlich in den Großdebatten um die Publikationen von Jan T. Gross, aber auch einer „große[n] Neugier“ (S. 520) von Wissenschaft und Öffentlichkeit an der jüdischen Geschichte mündete. Der Band dokumentiert somit eine facettenreiche Wirklichkeit „polnisch-jüdischer Kohabitation“ (S. 518), deren Komplexität in der Rückschau allzu gern reduziert wird.

Leipzig

Christhardt Henschel

*Josip Babić: Johann Gottfried Herder i njegove ideje u južnoslavenskome književnom i kulturno-političkom kontekstu 19. stoljeću. [Johann Gottfried Herder und seine Ideen im süd-slawischen literarischen und kulturhistorischen Kontext des 19. Jh.s.] Sveučilište Josipa Jurja Strossmayera, Filozofski Fakultet, Osijek 2008. 286 S. ISBN 978-953-6456-93-2. (HKR 120,-)* – Johann Gottfried Herder war – abseits allgemeiner literaturhistorischer Übersichten – bislang kein Thema der kroatischen Germanistik, ausgenommen einen Aufsatz Nikola Ivanišins<sup>1</sup>, der aber nur die Herderrezeption in der ersten Phase der kroatischen Nationalbewegung (1835-1848) beleuchtet. Josip Babić, Germanist an der Universität Osijek, schließt diese Lücke in der kroatischen Forschung. Im ersten Teil des Buches (S. 7-147) bietet er eine gut lesbare, übersichtlich gestaltete, insgesamt weitgehend konventionelle, biografisch orientierte Übersichtsdarstellung zu Leben und Werk, die sehr gut geeignet ist, den kroatischen Leser für

<sup>1</sup> NIKOLA IVANIŠIN: J. G. Herder i ilirizam [J. G. Herder und der Illyrismus], in: Radovi Filozofskog fakulteta u Zagrebu 2 (1973), S. 196-225; gekürzte deutschsprachige Fassung: Herder und der Illyrismus, in: Johann Gottfried Herder. Zur Herder-Rezeption in Ost- und Südosteuropa, Berlin 1978, S. 125-131.

den Autor und sein Werk zu interessieren. Ein Rekurs auf die stark ausdifferenzierten neueren Forschungen zu Herders Werk und seine Leistung auf verschiedenen Wissenschaftsfeldern im Übergang von der Aufklärung zur Romantik fehlt, hätte allerdings auch Student/inn/en und andere Leser/innen überfordert.

Im zweiten Teil stellt B. zunächst in Anlehnung an Bernhard Becker<sup>2</sup> die „Rezeption der herderschen Ideen im deutschen Sprachraum“ dar, anschließend „Herders Ideen bei den Südslawen“, bei den Slowenen (S. 176-182), „im kroatischen kulturellen und politischen Kontext“ (S. 182-222) sowie bei den Serben (S. 222-245). Bei Slowenen und Serben resümiert er in geschickter Weise die jeweilige Forschung; was die kroatische Rezeption betrifft, vertieft er die Analyse für die Zeit des Illyrismus und führt die Untersuchung durch die Untersuchung der Herder-Rezeption durch kroatische Autoren bis zum Ende des 19. Jh.s fort. Hier liegt der für die nichtkroatische Herder-Rezeptionsforschung originelle Teil des Buches, mit dem der Autor als erster eine – im Hinblick auf den Zweck vorzügliche – Einführung in Herder und sein Werk nicht nur in der kroatischen Wissenschaft, sondern im südslawischen Raum überhaupt vorgelegt hat.

Herne

Wolfgang Kessler

---

<sup>2</sup> BERNHARD BECKER: Herder-Rezeption in Deutschland. Eine ideologiekritische Untersuchung, Sankt Ingbert 1987 (Saarbrücker Beiträge zur Literaturwissenschaft, 14).